

100 JAHRE. Mitten am Rand. In Hagen.

Caritasverband Hagen e.V. (Hrsg.)

100 JAHRE

Mitten am Rand. In Hagen.



100 Jahre

Mitten am Rand.

In Hagen.

Für alle Menschen, die einander in den vergangenen 100 Jahren im Caritasverband begegnet sind, sich für ihre Mitmenschen eingesetzt oder selbst Hilfe erfahren haben und ein Stück ihres Weges auch heute und in Zukunft weiter gemeinsam gehen



Mitarbeitende des
Caritasverbandes Hagen,
2020

Inhalt

- 7 Vorwort
- 9 Unser Leitbild
- 11 „Und sie sagten zueinander:
Brannte uns nicht das Herz...?“ (LK 24, 32)

Unterstützen, Fördern, Stärken

- 14 Wo Nächstenliebe lebendig ist
- 18 Frei und doch gehalten
- 22 Wie viele kleine Schritte Großes verändern
- 26 Wie eine große Familie
- 28 Ein so großer Gewinn: „OGS sind wir alle“
- 32 Damit der Alltag leichter wird
- 36 Die Brückenbauer in der zweiten Heimat
- 40 „Das Beste, was mir passieren konnte“
- 43 Kompetenz statt Defizite
- 44 Weil Sprache das Tor zur Welt ist

Soziale Verantwortung

- 50 Dürfen arme Menschen nicht teilhaben?
- 52 Scharfer Blick und klare Worte
- 56 „Dann fühle ich mich nicht so behindert“
- 60 100 Jahre Caritas

- 62 „Palliativ bedeutet noch nicht das Ende“
- 64 „Es gibt da ein Mädchen, das meine Welt zu
einem wunderbaren Ort macht. Ich nenne es
meine Tochter.“

Engagiert und Qualifiziert

- 70 Mitsprache bedeutet Teilhabe
- 74 Von Lilli und Lasse und den Kinderrechten
- 76 Freiwillig in Hagen
- 79 Von der FSJ-lerin zur Einrichtungsleitung
- 80 Immer ein Spagat zwischen Nähe und Distanz
- 84 Ein großer Schritt in die Selbstständigkeit
- 86 Das 99. Jahr

- 92 Caritas in Hagen
- 94 Wissenswertes in Zahlen
- 96 100 Tage Caritas Hagen
- 98 Eine Zeitreise
- 106 Geschäftsführer und Vorstände
- 107 Ehrenamtlicher Vorstand und Caritasrat
- 108 „Nächstenliebe ist nicht messbar“

- 110 Impressum

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher, weiblicher, diverser Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbeschreibungen gelten für alle Geschlechter.



100 Jahre. Mitten am Rand. In Hagen.

100 Jahre auf mehr als 100 Seiten zwischen zwei Buchdeckel zu pressen – von der ersten Idee zum fertigen Produkt vergingen fast eineinhalb Jahre. Wir finden, es ist eine gute Idee – und es ist gut geworden. So viel gibt es zu berichten, so viel ist passiert in diesem Jahrhundert.

Das meiste davon aber erzählen wir Ihnen gar nicht. Keine Details zu Grundsteinlegungen, zu Einweihungen, Schlüsselübergaben oder Dienstjubiläen. Wir erzählen Geschichten aus dem Caritasverband Hagen, stellen seine Arbeit und Wirken in unserer Stadt dar. Mitten am Rand: Im Fokus dabei stehen Menschen, die dem Caritasverband ein Gesicht geben.

Begleitet von den im Leitbild formulierten Zielen und Aufgaben lernen Sie uns so kennen. Wir vergessen auch nicht, wo wir herkommen: In einem Zeitstrahl können Sie die wichtigsten Caritas-Ereignisse der vergangenen 100 Jahre nachvollziehen.

Auch nach vorne wollen wir blicken. Wobei uns unser 99. Jahr gelehrt hat, dass alle Planung noch so gut sein kann – am Ende sind wir doch von anderen Dingen bestimmt. Aber die Corona-Pandemie hat uns auch gezeigt, dass wir mit vie-

len Ideen und Tatkraft Hürden meistern können, deren Überwindung uns vor kurzem undenkbar schien.

Welche Visionen mögen die Gründer gehabt haben? Von Beginn an ist Caritas das Zeichen für Hoffnung und Helfen. Getrieben von den Lebensumständen in der jungen Weimarer Republik, der Not der Nachkriegsjahre gründete sich die Caritas, zunächst ehrenamtlich, ab 1926 mit hauptamtlichen Kräften. Heute ist der Caritasverband einer der größten Arbeitgeber der Stadt – und steht so im doppelten Sinne in sozialer Verantwortung.

Not und Elend haben sich gewandelt in diesem Jahrhundert. Geblieben ist das solidarische Denken, die Achtung der Würde des Einzelnen, der unbedingte Wille, dass wir als Caritas Menschen durch ihr Leben begleiten. „Not sehen und handeln“ – dieser Leitgedanke des Caritasgründers Lorenz Werthmann treibt uns heute genauso an, wie unsere Vorgänger vor 100 Jahren.

Benedette Ruppe
Vorstandsvorsitzende Caritasverband Hagen e.V.

Unser Leitbild

Präambel

Die Grundlage unserer Arbeit im Caritasverband gibt uns das christliche Menschenbild.

Jeder Mensch ist einmalig

Jeder Mensch ist einmalig als Person und besitzt eine ihm von Gott gegebene Würde, die schützenswert und unantastbar ist.

Christliche Nächstenliebe

Daraus ergibt sich an uns die Verpflichtung, durch qualifizierte Dienste und Hilfen Leben zu schützen, wo Not ist helfend zu begleiten, solidarische Zuwendung und christliche Nächstenliebe zu geben.

Ziele und Aufgaben

Die ehrenamtliche Caritasarbeit in der Pfarrgemeinde ist Ausgangspunkt und Bindeglied und ist sowohl für das Leben der Gemeinde als auch für die verbandliche Caritasarbeit unverzichtbar.

Unterstützen, fördern und stärken

Die verbandliche Caritas unterstützt, fördert und ergänzt die Caritasarbeit von Einzelnen, Gruppen und Gemeinschaften in den Pfarrgemeinden und Pastoralverbänden im Dekanat und stärkt deren Eigeninitiativen. Als Verband der freien Wohlfahrtspflege sind wir Träger von zahlreichen Diensten, Maßnahmen und Einrichtungen.

Hilfen und Dienste für Menschen

Hilfe für alte, kranke und behinderte Menschen, Sorge für die Betreuung von Kindern und Jugendlichen und beratende Dienste für Menschen in besonderen Lebenssituationen sind die Schwerpunkte unserer sozialen Verpflichtung.

Menschen, die in ihrem persönlichen Umfeld oder in den sozialen Sicherungssystemen keine oder keine ausreichende Hilfe finden, bieten wir im Rahmen einer vertrauensvollen Beziehung ganzheitliche Unterstützung. Wir ermutigen sie, an der Veränderung ihrer Lebenssituation aktiv mitzuwirken. Wir unterstützen sie auf ihrem Weg zu mehr Chancengerechtigkeit und einem selbstbestimmten und verantwortungsvollen Leben.

Anwalt für benachteiligte Menschen

Der Caritasverband versteht sich als Anwalt für benachteiligte Menschen. Wir setzen uns dafür ein, dass bei der Entwicklung unserer Stadt soziale Belange möglichst umfassend berücksichtigt werden. Wir machen Öffentlichkeit aufmerksam auf bestehende Nöte und werben für solidarisches Handeln. Wir wirken auf kommunaler Ebene an der Gestaltung des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens mit und tragen Mitverantwortung für die sozialen Verhältnisse in Hagen.

Organisationsprofil

Der Caritasverband ist als eingetragener gemeinnütziger Verein mit einem ehrenamtlichen Caritasrat und einem hauptamtlichen Vorstand organisiert. [...] Die Strukturen sind auf Weiterentwicklung angelegt und werden den jeweiligen Anforderungen angepasst.

Der Verband übt „Spitzenverbandsfunktion“ vor Ort für kirchliche / soziale Einrichtungen aus.

Engagiert und Qualifiziert

Wir sind auf engagierte und qualifizierte Mitarbeitende angewiesen, die bereit sind, die formulierten Ziele und Aufgaben mitzutragen und in ihrer Tätig-

keit umzusetzen. Fachlichkeit, Einsatzwille, Flexibilität und Loyalität sind Grundlage für die professionelle Arbeit.

Soziale Verantwortung

Der Caritasverband trägt als Dienstgeber soziale Verantwortung für seine Mitarbeitenden. Die Bildung von Mitarbeitervertretungen und deren Tätigkeit wird durch den Dienstgeber gefördert und trägt so viel zu einer lebendigen Dienstgemeinschaft bei.

Wir pflegen einen partizipativen Führungsstil, indem die Mitarbeitenden an Ziel- und Entscheidungsfindungen ihres jeweiligen Arbeitsfeldes beteiligt werden. Die Delegation von Kompetenzen und Verantwortung ermöglichen und stärken eigenverantwortliches Handeln.

Ein weiterer Bestandteil der Caritasarbeit ist die Zusammenarbeit mit freiwillig engagierten Menschen. Wir bieten allen an der sozialen Arbeit Interessierten die Möglichkeit, sich an der Verwirklichung unserer Ziele und Aufgaben zu beteiligen.

Leistungsprofil

Wir richten uns in unserem Handeln nach den Grundsätzen der christlichen Sozialethik und der katholischen Soziallehre. Wir fördern die Eigenständigkeit von Personen, Familien und Gruppen und bieten Hilfe zur Selbsthilfe. Wir unterstützen solidarisches Handeln und Verhalten im Sinne des Gemeinwohls. Wir handeln sozial und wirtschaftlich verantwortungsvoll. Wir erbringen unsere Leistungen in den unterschiedlichsten Diensten und Einrichtungen professionell, bedarfs- und sachgerecht. Caritasrat, Vorstand und Leitungskräfte sorgen verantwortlich für die Sicherstellung der sozia-

len Aufgaben durch Leistungsentgelte, öffentliche und kirchliche Zuschüsse und Spenden.

Solidarisches Handeln

Ziel unseres Handelns ist es, jeden Menschen in seiner individuellen Persönlichkeit anzunehmen ungeachtet jeder Verschiedenheit. Wir setzen uns ein für ein besseres Miteinander und die Teilhabe eines jeden Menschen in unserer Gesellschaft.

Wir erbringen unsere Leistungen umweltgerecht und stellen uns unserer Mitverantwortung für die Bewahrung der Schöpfung.

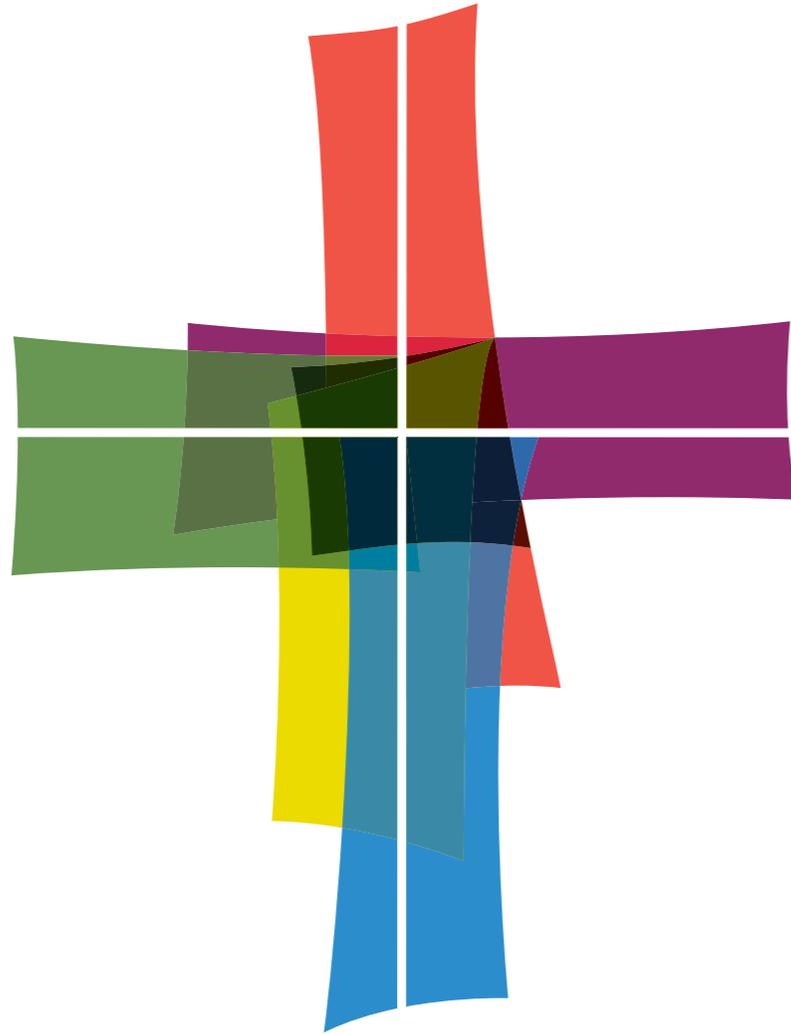
Fachliche und caritasspezifische Qualität

Die Sicherung und Entwicklung der Qualität unserer Angebote gewährleisten wir durch systematisches Qualitätsmanagement in allen Einrichtungen und Diensten. Qualitätsmanagement in den Einrichtungen und Diensten der Caritas bezeichnet die Steuerung aller einrichtungsinternen Strukturen und Arbeitsprozesse mit dem Ziel, eine optimale fachliche und caritasspezifische Qualität der Dienstleistungen zu erzielen.

Wir überprüfen regelmäßig unser Angebot und passen es dem jeweils veränderten Bedarf an. Eigene Ressourcen werden durch kooperative Zusammenarbeit mit Partnern aus Kirche, Staat, Verbänden und freier Wirtschaft gestärkt. Die ökumenische Zusammenarbeit im sozialen Bereich ist uns ein besonderes Anliegen.

Gemeinsames Handeln

Träger, Leitungsverantwortliche, haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende setzen die Ziele und Grundsätze dieses Leitbildes in ihren jeweiligen Arbeitsfeldern gemeinsam um.



„Und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz...?“ (Lk 24, 32)

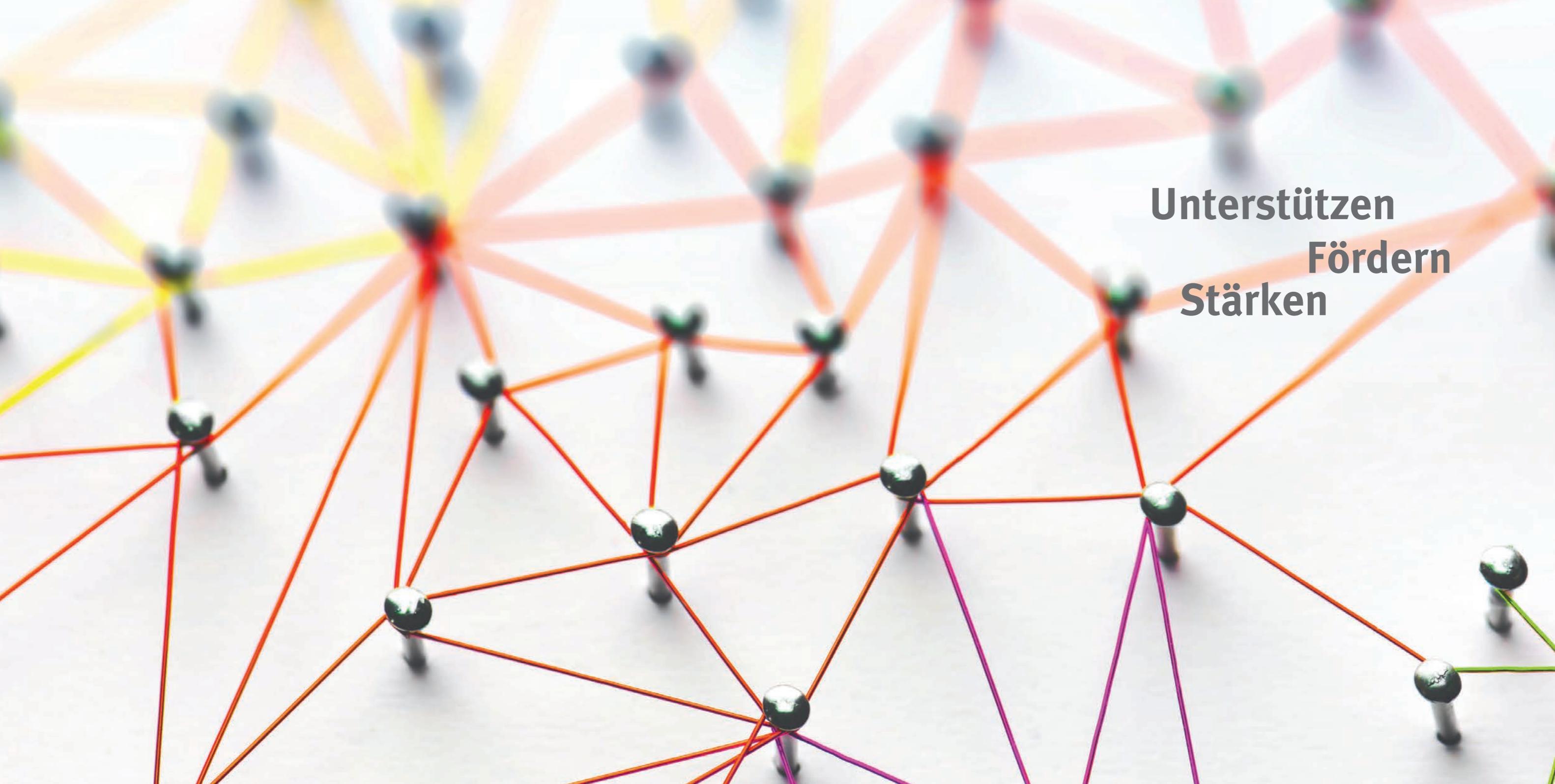
Im Zukunftsbild von Kirche und Caritas setzt man sich damit auseinander, wie pastorale Räume weitergedacht werden, wie Caritas und Pastoral weiter zusammenwachsen und wie die Zukunft der Kirche aussehen könnte. Ein Blick auf die Emmaus-Geschichte inspiriert zu Gedanken über das Selbstverständnis eines modernen Caritasverbandes als kirchlicher Träger.

Auf dem Weg nach Emmaus: Da sind die beiden Jünger. Mutlos. Traurig. Jetzt, da Jesus gekreuzigt wurde, scheint alles verloren, woran sie glaubten. Auf dem Weg begegnet ihnen Jesus, jedoch erkennen sie ihn anfangs nicht. Erst als er das Brot bricht, begreifen sie ihn und die wahre Botschaft des Glaubens. So wird auch ihr Mut neu entfacht.

Übertragen auf das Zukunftsbild, stellt sich die Frage: Was macht den Caritasverband als kirchlichen Träger aus? Ist Caritas Wesensmerkmal, Konkretisierung oder Brücke der Botschaft des Glaubens? Und wie kann Caritas auch Menschen begeistern, die nicht an die christliche Botschaft glauben?

Nicht nur reden, sondern handeln: So haben soziale Initiativen angefangen, auch die Caritas

selbst. Wer handelt, gibt der Solidarität ein Gesicht. Die verbandliche Caritas übernimmt in Hagen Verantwortung. In ihrer Aufgabenwahrnehmung wird pastorales Handeln sichtbar. Sie will Menschen Zuversicht geben. Caritative Einrichtungen sind hier in Hagen lebenswirkliche Orte der Begegnung und bereichern die Vielfalt in den pastoralen Räumen. Menschen sollen sich hier verlässlich aufgehoben fühlen. Da, wo Menschen mutlos sind, will Caritas Vertrauen schenken – Vertrauen auch in ein christliches Netzwerk für alle Menschen. Das bedeutet nicht, dass alle Menschen, die sich über die Caritas begegnen, christlich getauft sein müssen. Caritas bezeichnet eine Grundhaltung gegenüber Menschen in Not: Nächstenliebe. Dafür will sie Menschen begeistern. Dafür „brennt“ die Caritas.



Unterstützen
Fördern
Stärken



Drei Generationen im Gespräch: Ehrenamt bewegt Menschen jeden Alters. Franziska Sommer, Caritas-Koordinatorin (Foto links), Doris Lohmann (Foto oben rechts) und Anna-Maria Ackermann (Foto rechts).



Wo Nächstenliebe lebendig ist

Caritas ohne Ehrenamt? Nicht vorstellbar, sagen drei Frauen aus Hagen, die sich damit auskennen. Warum sich der Dienst am Nächsten verändert hat – und warum er so wichtig bleibt.

Ehrenamt. Ein Wort mit Klang. Ein Wort, das nachhallt, das wirkt. Manchmal ein Leben lang. Und genau das ist das Problem. Ein Gespräch über altes und neues Ehrenamt, ein Gespräch mit drei Generationen, die auf unterschiedliche Weise mit Ehrenamt zu tun haben: Doris Lohmann, Jahrgang 1940 – lange Jahre im Leitungsteam der Caritas-Konferenzen und ehrenamtlich engagiert an unterschiedlichsten Stellen ein Leben lang. Anna-Maria Ackermann, Jahrgang 1968 – freiwillig aktiv in Gemeindecaritas, Kirchenvorstand, Kfd-Vorstand, Trauer-Café, Mitglied im Caritasrat. Franziska Sommer, Jahrgang 1987, Caritas-Koordinatorin beim Caritasverband Hagen und Ehrenamtskoordinatorin seit 2014, Mittlerin zwischen verbandlicher und ehrenamtlicher Caritas. Alle drei aus Hagen, alle engagiert für die Caritas.

Ehrenamt ein Leben lang!

Gilt dieser Satz heute noch?

Doris Lohmann: Früher war Ehrenamt irgendwie selbstverständlich. Ich war Pfarrsekretärin von 1988 bis 2003 und habe so die Caritas-Konferenzen (CKD) kennengelernt und es war ganz schnell klar, dass ich mitmachen würde. 2005 habe ich dann als Koordinatorin und Sprecherin der CKD gemeinsam mit einem Team die Leitung übernommen, bis 2013. Als ich aufhörte, war ich auch schon über 70. Heute helfe ich gerne, wo es nötig ist. Ich spiele Gitarre und kümmere mich um Leute. Wenn man mich fragt....

... dann sind Sie sofort bereit zu helfen!?

Doris Lohmann: Ja, klar, das habe ich immer so gemacht. Früher mit Kommuniongruppen unserer eigenen Kinder und Blockflötenkreisen, heute

eben immer noch. Es macht mir einfach Spaß. Ich habe dadurch so viele Menschen kennengelernt. Das ist bereichernd.

Anna-Maria Ackermann: Ich empfinde es so, dass man so viel zurückbekommt, wenn man sich für andere Menschen einsetzt. Das ist eine ganz große Motivation für mich, anderen zu helfen.

Wie hat sich Ehrenamt verändert im Laufe der Jahre?

Doris Lohmann: Früher hatte jede Kirchengemeinde eine eigene Caritas-Konferenz. Da waren die Treffen feste Termine, die gut besucht waren. Wir als Leitungsteam haben Informationen weitergegeben. Einmal im Jahr gab es einen Besinnungstag, den haben wir vorbereitet. Dann haben wir Ehrungen mit dem Elisabethkreuz organisiert, das war sehr wichtig. Verändert hat sich dann aber, dass niemand nachkam.

Franziska Sommer: Es wurden mehrere CKD geschlossen in den vergangenen Jahren – und es sind immer Altersgründe, die dazu führen. Heute gibt es noch sieben Konferenzen in Hagen, früher waren es 18. Die Helferinnen werden älter, mit ihnen die Vorsitzenden. Haussammlungen gehen stark zurück, einfach weil bei den Aktiven der Altersdurchschnitt nicht mehr stimmt.

Anna-Maria Ackermann: Früher, etwa zu Zeiten meiner Mutter, hatten Frauen, denn die engagieren sich zumeist, mehr Zeit. Sie waren nicht so oft berufstätig, wie es heute der Fall ist. Es war irgendwie selbstverständlicher. Ich bin heute eine der Jüngsten in der Konferenz – mit Jahrgang 1968 – ich verwalte die Kasse, bin als gelernte Bankkauffrau einfach irgendwann mal gefragt worden, ob ich das machen wolle. Im Schnitt sind meine Mitstreiterinnen um die 80. Wenn jemand aufhört, dann ist

es schwierig Nachfolgerinnen zu finden. Auch hat die Bürokratie – Stichwort Datenschutz – deutlich zugenommen.

Wie kann Ehrenamt zukunftsfähig werden?

Franziska Sommer: Kaum jemand kann und will sich heute für immer an eine Aufgabe binden. Beim Ehrenamt für zeitlich befristete Projekte gelingt dieses. Wir sehen das etwa bei der youngcaritas: Der Aufruf zu begrenztem Engagement wird gut gehört von jungen Menschen. Denn es ist nicht so, dass es niemanden gibt, der freiwillig arbeiten will. Diese Ressourcen sind da. Aber wichtig sind die Ansprache – und der klare Zeitrahmen. Denn auch längeres Ehrenamt ist gefragt, besonders dann, wenn es um Beziehungen zu Menschen geht.

Und so ganz einfache Dinge: Wir können kaum mehr Sitzungen am Nachmittag anberaumen. Da ist viel Dialog nötig, dass ältere Ehrenamtliche akzeptieren, dass jüngere Frauen am Nachmittag arbeiten. Aber wir sind da auf einem guten Weg und im Gespräch, bisher haben wir es immer irgendwie hinbekommen. Man lernt voneinander, das darf man nicht vergessen.

Anna-Maria Ackermann: Wir müssen Jüngeren klar machen, was sie von ihrem Engagement im Ehrenamt haben! Wir müssen klar machen, dass es ihr Profit ist, ihre Stärken einbringen zu können, denen zu helfen, die Unterstützung brauchen, dass dieses selbstlose Ehrenamt gar nicht so selbstlos ist – weil es einen persönlich unendlich bereichert. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Ehrenamt auch ein Gesicht braucht, einen Menschen, der etwa erklärt, wofür Spenden benötigt werden. Nämlich für Hilfe vor Ort. Ich finde es einfach toll, diese Erfahrungen zu machen, dass

ich direkt vor meiner Tür Menschen unterstützen kann. Die Leute sind so dankbar für Hilfen. Das ist für mich weitergegebene Nächstenliebe – und nicht mehr nur ein abstrakter Begriff. Ich merke, dass ich dafür brenne.

Doris Lohmann: Es macht so viel Freude, wenn man sich einbringen kann. Das muss man den Menschen vermitteln.

Welche Rolle spielt die verbandliche Caritas?

Franziska Sommer: Die professionelle Begleitung von Seiten des Verbandes ist sehr wichtig.

Es geht in erster Linie um organisatorische Hilfestellung, da gibt es einige Werkzeuge, die Ehrenamtlichen, die ja oftmals in ihren Berufen schon eingespannt sind, helfen, die Arbeit zu organisieren. Dann gibt es Anknüpfungspunkte in den Einrichtungen, die – etwa mit Besuchsdiensten – viel vom Einsatz der Ehrenamtlichen profitieren.

Caritas übersetzt bedeutet unter anderem Hochachtung, Wertschätzung. Fühlen Sie sich wertgeschätzt? Hat Ehrenamt Ihnen etwas gebracht?

Anna-Maria Ackermann: Mein Mann ist mein größter Bewunderer... Ich gehe nicht damit hausieren. Die Leute reagieren durchweg positiv, es gibt Wohlmeinende, die sorgen sich um mich, sagen, dass ich mir nicht zu viel aufbürden soll. Besonders gefreut hat mich, dass sich auch meine Tochter ehrenamtlich eingebracht hat. Da haben wir eine Basis gelegt, da wächst etwas nach.

Doris Lohmann: Mir sagen die Leute, dass sie es toll finden, dass ich so etwas mache. Durch das Ehrenamt bin ich ein freierer und offenerer Mensch geworden. Früher war ich sehr schüchtern, das Ehrenamt hat mir Selbstvertrauen gegeben.

Franziska Sommer: Wertschätzung für Ehrenamtliche ist ein ganz wichtiger Faktor. Und die Erkenntnis, dass sich Ehrenamt verändert. Die Gesellschaft braucht Menschen, die sich engagieren, daher ist es wichtig, diesen Einsatz anzuerkennen. Heute geht das aber nicht ausschließlich über die Verleihung von Elisabeth-Kreuzen. Für jüngere Generationen müssen wir neue Wege beschreiten. Da geht es mehr um die persönliche, individuelle Wertschätzung.

Wie viel Zeit investieren Sie in Ihr Ehrenamt?

Doris Lohmann: Früher? Ich weiß es nicht mehr genau, es war oft so fließend... Heute bin ich sicher einmal in der Woche aktiv. Manchmal wohl auch öfter. Es gehört einfach dazu.

Anna-Maria Ackermann: Das ist schwer zu sagen. Durchschnittlich sind es im Monat zwei bis drei Termine, zumeist abends. Hinzu kommt all das, was zwischendurch telefonisch oder per Mail geregelt wird. Nebenbei quasi.

Ist die Caritas ohne Ehrenamt vorstellbar?

Franziska Sommer: Nein, die Caritas und der Caritasverband wurde von Ehrenamtlichen gegründet und daher ist das ehrenamtliche Engagement weiterhin ein wichtiger Pfeiler. Wir könnten unser Leitbild ohne Ehrenamtliche nicht umsetzen, dafür brauchen wir Ehrenamtliche. Kirche und das caritative Handeln gehören zusammen.

Anna-Maria Ackermann: Das geht überhaupt nicht. Caritas wirkt auf so viele Weise, da ist es auch völlig egal, welcher Konfession man angehört. Wir helfen direkt und vor Ort – als Caritas.

Doris Lohmann: Wir helfen einfach. Irgendwie ist es doch selbstverständlich.



Errol Hubig an seinem Arbeitsplatz in der St.-Laurentius-Werkstätte in Hagen.

Frei und doch gehalten

Warum Errol Hubig sich auch nach mehr als 46 Jahren in der Werkstatt so wohl fühlt. Ein Beispiel für Arbeit und soziale Teilhabe von Menschen mit Behinderungen.

Warum er sich all diese Zahlen, Daten, Wochentage und Termine merken kann, er weiß es nicht. „Ich behalte sie einfach“, sagt Errol Hubig und zuckt die Schultern. Ganz normal, findet er. Könnte ein Kalender sprechen, er hätte in dem hoch aufgeschossenen, schlaksigen Mann einen ebenbürtigen Gesprächspartner. Wobei es schon ein 100-jähriger Kalender sein müsste. „Ich habe am 2. Dezember 1974 in der Werkstatt angefangen“, sagt Errol Hubig ohne zu zögern. „Das war ein Montag.“ Und so geht es weiter, ohne lange Überlegung, ohne Unterlass. „Am 10. August 1983 war die Grundsteinlegung. Das war ein Freitag. Am 18. Juni 1984 war der Einzug. Das war ein Montag.“

Errol Hubig ist Zeitzeuge. Der Hohenlimburger, Jahrgang 1957, arbeitet in der St.-Laurentius-Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) seit mehr als 46 Jahren. Begonnen hat er in Hagen-Fley, hat Umzüge und Veränderungen in der

Caritas-Einrichtung – bis zu 450 Menschen mit Behinderungen arbeiten hier und werden dabei begleitet – miterlebt – und weiß das Geschehen sehr gut einzuordnen. Und so ist er ein perfekter Partner für ein Gespräch über Arbeit und soziale Teilhabe von Menschen mit Behinderungen: Er hat in langen Werkstatt-Jahren reichlich Erfahrungen gemacht – mit Arbeit unterschiedlichster Art und dem Angebot für eine strukturierte Freizeit nach seinen Bedürfnissen.

In seiner Gruppe hat Errol Hubig einen Arbeitsplatz am Rande der Fläche in der großen Werkhalle. Eine schwarze Musikbox steht direkt über dem Schreibtisch, bunte Flyer zu seiner größten Leidenschaft – Drachen und Flugzeuge – liegen auf dem Tisch. „Damit es bunter wird“, sagt er und lacht. Aktuell verpackt er Zubehör für Melktechnik: Aufkleber von der Rolle friemeln, auf die Tüte kleben, Kleinteile einfüllen, in die Transportbox legen.



Errol Hubig und ein Drachen:
Die bunten Flieger sind
seine große Leidenschaft,
mehr als 100 hat er. Dieses
stolze Exemplar ist ein
Delta mit einer Spannweite
von 3,80 Metern.

„Herr Hubig braucht eine stressfreie Umgebung“, sagt Peter Schlottmann vom Sozialen Dienst der Werkstatt. Errol Hubig nickt, er weiß genau wie es ist, wenn er nicht in Ruhe arbeiten kann, wie anstrengend er das findet, wie unwohl er sich fühlt. Nach seinem Abschluss an einer Schule für Kinder mit Lernbehinderung hatte er zunächst im Jugenddorf in Dortmund-Oespel angefangen. „Da war ich vom 14. August 1972 bis zum 30. Juni 1973.“ Hier wurde geguckt – die Methode gibt es bis heute – was dem damals jungen Mann an Tätigkeiten liegen könnte. Heraus kam dabei: Errol Hubig ist kreativ. „Dafür gab es aber nichts zu arbeiten“, sagt er, das Bedauern klingt bis heute heraus. So ging es weiter nach Bigge-Olsberg, dort wohnte er auch. Und alles war bald zu viel: „Das war nicht so gut“, sagt er leise. „Ich hatte Akkordarbeit.“ Mit Schrecken denkt er an dieses Jahr, das seine Mutter dann beendete, indem sie den Sohn wieder zurück nach Hagen holte, bei ihr lebt er bis heute. „Das ging da rabotti, rabotti“, regt er sich heute noch auf.

Kurz vor Weihnachten 1974 also begann er in der Werkstatt des Caritasverbandes – und ist ihr bis heute treu geblieben. „Damals war es gemütlich“, erzählt er. „Heute ist es ja ein Großraumbetrieb.“ An die Zeit seiner Rente – lange dauert es nicht mehr – mag er gar nicht denken. Errol Hubig arbeitet gerne. Steht gerne morgens auf, fährt mit Freuden selbstständig mit dem Bus zur Werkstatt, bei gutem Wetter mit Begeisterung auch mit dem Rad. Ist beliebt und bekannt. Und gerne dabei, wenn es Angebote über die Arbeit hinaus gibt.

„Das muss keiner mitmachen, es ist ein freiwilliges Angebot“, differenziert er genau. Seit er

in der Werkstatt arbeitet, habe es immer Angebote zur Freizeitbeschäftigung gegeben, am Anfang vielleicht noch nicht so viel wie jetzt. Errol Hubig weiß warum: „Das musste noch wachsen. Wir kommen ja aus einer ganz schweren Zeit“, sagt er mit Blick auf die deutsche Geschichte, in Kenntnis dessen, dass Menschen mit Behinderungen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts keine Teilhabe- und Mitbestimmungsrechte zugesprochen wurden, so wie es heute gesetzlich vorgeschrieben ist. Dass sie verfolgt, bedroht, getötet wurden. „Das war früher menschenverachtend für Behinderte. Heute gibt es da ganz neue Erkenntnisse.“ Und fasst damit in seinen Worten zusammen, dass seine und die Rechte seiner Arbeitskollegen im neuen Bundesteilhabegesetz gestärkt und ausgeweitet wurden.

Und so findet Errol Hubig richtig gut, was alles möglich ist. Dass er die Wahl hat, sich unterhalten zu lassen, dass er angeleitet und begleitet wird. Er nutzt die Angebote sehr bewusst. „Ich gehe sehr gerne Schwimmen“, erzählt er. Musik macht er zu Karneval, kreativ ist er nach wie vor. Urlaub mit der Werkstatt hat er schon oft gemacht. Er liebt die Niederlande und alles, was von dort kommt. Kurzum: „Alles super. Daumen hoch für die Werkstatt.“

Und dann sind da die Drachen, und er wird schon ganz unruhig, weil er endlich von dieser einen, dieser großen Leidenschaft erzählen will. Errol Hubig weiß in diesem Themenkomplex sehr gut Bescheid. Und wenn er wirklich etwas anzumerken hätte rund um die Freizeitbegleitung in seiner Werkstatt, dann wäre es, dass er sich ein Angebot rund um Drachen und

Drachenbau und Flugzeuge wünschen würde. Dort könnte er berichten. Von den vielen unterschiedlichen Typen. Von Glasfaser verstärktem Karbon. Von Ripstop-Nylon und weiteren Dingen, von denen Drachen fern stehende Menschen noch nie etwas gehört haben. Und seine Augen strahlen dabei. „Meinen ersten Drachen habe ich am 9. August 1971 bekommen. Das war ein Montag.“

Eine Mark und 20 Pfennige habe er gekostet, gekauft in Hagen-Else in einem Laden, den es schon lange nicht mehr gebe. Sein erster selbstgebauter Drachen erblickte das Licht der Drachenwelt am 20. Juli 1972. Ein Donnerstag. Errol Hubig steht auf die klassische Rautenform. „Eddy“ nennt man diese, so sagt er als Fachmann. Leisten hat er damals beim Schreiner geholt. „Der Drachen flog sofort, auf einem Stoppelacker waren wir damals. Jetzt ist da alles zugebaut.“

Heute hat Hubig so an die 100 Drachen zuhause liegen und stehen. Alles Einleiner übrigens, Lenkdrachen sind nicht sein Metier. „Ich pflege meine Drachen sehr. Die werden immer wieder ordentlich eingepackt.“ Einen Drachenbaukurs mit Kindern im Jugendzentrum hat er mal gemacht. Drachenfestivals besucht er, so oft es geht. Früher gab es auch mal einen Verein, der existiert aber nicht mehr.

Nur schwer lässt er sich stoppen. Ähnlich einem Drachen, der den Aufwind nutzt, gleichzeitig aber gehalten wird von einer langen Schnur. Vielleicht fühlt sich Errol Hubig genau so: Frei, sein Leben nach seinen Vorstellungen zu leben, aber gleichzeitig gehalten vom System der Werkstatt mit allen Möglichkeiten.



Gemeinsam auf dem Weg:
Elmar Kotthoff (links),
Leiter der Beruflichen
Eingliederung, und
Oliver Droste, Leiter der
Crela-Werkstätte, arbeiten
gemeinsam daran, dass
Menschen mit Behinde-
rungen auf dem Ersten
Arbeitsmarkt Fuß fassen.

Wie viele kleine Schritte Großes verändern

Eine Geschichte von Erfolg und Durchhaltevermögen. Von vielen Ideen und langsamen Veränderungen: So wandelt sich die Idee der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen. Das Ziel: So viele Menschen wie möglich auf den Ersten Arbeitsmarkt bringen.

Mit der Geschichte des Herrn P. wird ein Gesetz lebendig. Wird klar, wo der Weg des so sperrig klingenden Namens „Bundesteilhabegesetz“ (BTHG) hinführen könnte, wenn alles immer so gut ausginge, wie bei Herrn P. Eine klassische Erfolgsgeschichte, wie sie in diesem Teil des Lebens nicht täglich geschrieben wird.

Herr P. arbeitet in der Crela-Werkstatt des Caritasverbandes Hagen (CWH) im Bereich der Autopflege. Die Crela-Werkstatt bietet Menschen mit psychischen Erkrankungen ein geschütztes Arbeitsumfeld in unterschiedlichen Gebieten. Es gibt unter anderem die Druckerei, eine Gärtnerei, es wird konfektioniert – und es werden Autos

gepflegt. Herr P. macht seine Arbeit sehr gerne und gut – und kommt dabei mit Kunden ins Gespräch. Einer von ihnen, ein Bauunternehmer, bietet Herrn P. an: „Wenn Sie mal einen anderen Job suchen, melden Sie sich!“ Herr P. zögert nicht lange, schließlich wird mit den Betreuern aus der CWH ein Praktikum vereinbart. Im Lager des Bauunternehmens darf Herr P. Werkzeuge ausgeben. Das Praktikum wird verlängert, schließlich in eine reguläre Arbeitsstelle umgewandelt. Manchmal besucht Herr P. die ehemaligen Kollegen in der Autopflege der Werkstatt. Ein Strahlen liegt stets auf seinem Gesicht: Er ist glücklich, auf dem Ersten Arbeitsmarkt angekommen zu sein.

Auch Oliver Droste lächelt, als er diese Geschichte erzählt. Den Sozialarbeiter motiviert Herrn P.s Geschichte als Beispiel für das, was möglich ist. Aber Droste, Leiter der Crela-Werkstätte, weiß auch, wie mühsam der Weg dorthin ist, wie kleinteilig die Schritte sein müssen, bis sich etwas ändert an der Arbeitswelt behinderter Menschen.

Der Caritasverband ist auf einem guten Weg, sich den Vorgaben des BTHG zu nähern. Das BTHG besagt etwa, dass Werkstätten inklusiver werden müssten und kein geschlossenes System sein dürften. Sie müssten sich öffnen, den Ersten Arbeitsmarkt ins Visier nehmen und ihren Beschäftigten die Chance geben, hier Fuß zu fassen.

Also ist es Zeit, die Zukunft in Angriff zu nehmen.

Oliver Droste arbeitet nicht alleine daran, Nähe und Zutritt zum Ersten Arbeitsmarkt zu schaffen. In Kooperation mit der Beruflichen Eingliederung werden Konzepte erarbeitet und bereits umgesetzt, die die Inklusionsidee der Vereinten Nationen mit Leben füllen. „Behinderte Menschen haben den gleichen Anspruch am Ersten Arbeitsmarkt zu partizipieren wie nicht behinderte Menschen“, fasst Droste es zusammen. Die Umsetzung jedoch ist nicht mal eben gemacht. „Damit sind nicht alle Werkstätten für Menschen mit Behinderungen in Frage gestellt“, sagt Droste und berichtet aus England: Hier seien die Werkstätten abgeschafft worden, mit der Folge, dass viele Menschen mit Behinderungen arbeitslos seien, weil der Arbeitsmarkt nicht bereit sei, sie aufzunehmen.

Also geht es um Qualifizierung von Anfang an, geht es darum, die Werkstatt-Beschäftigten zu befähigen, auch außerhalb des geschützten Raums arbeiten zu können, soweit dies möglich ist. Seit vielen Jahren bereits wird an der Weiterentwicklung des Berufsbildungsbereichs (BBB) gearbeitet. Hier kommt Oliver Droste zugute, dass er lange in der Beruflichen Eingliederung des Caritasverbandes im Finkenkamp gearbeitet hat und beste Beziehung zur in direkter Nachbarschaft der Crela liegenden Einrichtung mit dem Leiter Elmar Kotthoff pflegt.

In den Räumen am Finkenkamp durchlaufen die Menschen mit Behinderungen im BBB zunächst Testverfahren, sie lernen Berufsfelder wie den Bereich Hauswirtschaft, das Tischlerhandwerk sowie den Gartenbau kennen. Neben den praktischen Kenntnissen werden auch theoretische Inhalte aus den Berufsfeldern vermittelt. „Hier geht es auch um eine Kompetenzfeststellung“, erläutert Elmar Kotthoff. In der Beruflichen Eingliederung wird angedockt an bereits bestehende Module und damit Ressourcen genutzt. Die gibt es im Bereich der Hauswirtschaft, Verwaltung, Holzverarbeitung. „Wir bieten auch eine Potenzialanalyse, so wie wir es mit unseren Teilnehmenden machen“, sagt Sozialarbeiter Kotthoff. Er ist sich sicher, dass man voneinander profitieren könne.

Schon jetzt stellen beide fest, dass es viele gemeinsame Verknüpfungen gebe. „Wir bieten an, einen Gabelstapler-Schein zu machen. Der Simulator steht im Finkenkamp, hier wird geübt und der theoretische Teil unterrichtet“, sagt Kotthoff, „... und die praktische Prüfung kann in der CWH erfolgen“, ergänzt Droste.

Auch das eine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen und Berufsbildung für junge Menschen mit unterschiedlichen Vermittlungshemmnissen: Ziel ist es, so viele Teilnehmende wie möglich auf den Ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln. Mit dabei, als dritter Caritas-Partner, ist der Integrations-Fachdienst (IFD), der Menschen mit Behinderungen auf den Arbeits- und Ausbildungsmarkt vermittelt, dort betreut und begleitet.

Erstes Mittel der Wahl dabei oftmals: Ein Praktikum. Hier kommt Drostes langjährige Tätigkeit in der Beruflichen Eingliederung erneut ins Spiel: Droste ist vernetzt in der Region, hat viele Kontakte und so die Möglichkeit, Interessierte in Praktika zu bringen – als erste Vorstufe zu einem Arbeitsplatz außerhalb einer Werkstatt.

Wie die Zukunft der Werkstätten für Menschen mit Behinderungen genau aussehen könnte, das vermögen Droste und Kotthoff sich kaum vorzustellen. Zwar wünscht der Landschaftsverband als Kostenträger, dass die Vermittlungszahlen aus der Werkstatt heraus auf den regulären Arbeitsmarkt stark steigen – im Moment liegen sie zwischen ein und drei Prozent – wie das aber verlässlich und dauerhaft bewerkstelligt werden kann, dafür gibt es kein Patentrezept.

So bleibt viel an der Tatkraft und den Ideen der Fachleute vor Ort hängen. „Viele Leute arbeiten sehr gerne in der Werkstatt. Sie haben hier ihre Freunde und ein gesichertes Umfeld“, sagt Droste. Und eine psychosoziale Betreuung: „Viele Beschäftigte brauchen die geschützte Atmosphäre einer Werkstatt, um dauerhaft im Arbeitsleben bestehen zu können.“

Also erfolgt der Ansatz am Anfang einer Berufskarriere: Intensive Begleitung vom Moment

St. Laurentius Werkstatt und Zeigwerkstatt CWH für Menschen mit Behinderung sind anerkannt nach § 225 SGB IX

Sie dienen dazu, Menschen mit Behinderung durch Betreuung und Förderung der beruflichen Bildung eine angemessene Beschäftigung und Eingliederung in das Arbeitsleben zu ermöglichen.

St.-Laurentius-Werkstätten:

Beschäftigte im Eingangsverfahren und Berufsbildungsbereich: 35
davon Menschen mit Schwerstmehrfachbehinderung: 5
Beschäftigte im Arbeitsbereich: 416
Davon Menschen mit Schwerstmehrfachbehinderung: 45

CWH (für Menschen mit psychischer Behinderung):

Beschäftigte im Eingangsverfahren und Berufsbildungsbereich: 27
Beschäftigte im Arbeitsbereich: 138

Neben der Begleitung und Anleitung der Beschäftigten mit Behinderung sind die Werkstätten Partner von Industrie und Handel und tätig in folgenden Bereichen: Autopflege, Garten- und Landschaftsbau, Montage und Verpackung, Systemlieferant (Einkauf, Lagerung, Produktion und Belieferung eines Kunden aus einer Hand), Metallverarbeitung.

des Werkstatteintritts an (im Berufsbildungsbereich über zwei Jahre in Verbindung mit den Modulen aus der Beruflichen Eingliederung) und Praktika sollen hier helfen, die Vermittlungszahlen zu verbessern. Doch auch das ist Fakt: „Der Erste Arbeitsmarkt zeigt wenig Aufnahmebereitschaft, Menschen aus Werkstätten dauerhaft Chancen zu geben“, sagt Elmar Kotthoff.

Und doch gibt es diese Beispiele, die gut ausgehen. Oliver Droste und Elmar Kotthoff werden regelmäßig daran erinnert. Immer, wenn Herr P. seine alten Kollegen besucht.

Wie eine große Familie

Offene Ganztagschule – das ist viel mehr als nur Betreuung.

An mittlerweile 18 Standorten erfahren Hagener Schüler durch Caritas-Mitarbeiter Struktur und Halt, werden nach Schulschluss begleitet, betreut und wird sich ihrer Bedürfnisse kompetent angenommen.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf – einer der Grundgedanken der offenen Ganztagschule (OGS). Doch hinter diesem Grundgedanken steckt noch viel mehr als nur die Vereinbarkeit dieser beiden Dinge. Seit mehr als 15 Jahren ist die Caritas Hagen als Kinder- und Jugendhilfeträger verantwortlich für die OGS an 18 Standorten und somit ein wichtiger Kooperationspartner für die Stadt und für zahlreiche Schulen. OGS steht nicht nur für die Betreuung vieler Kinder nach dem Schulunterricht: „Für viele Kinder ist das wie eine große Familie. Wir versuchen ein Angebot zu machen, in dem die Kinder sich wie zuhause fühlen. Sie kommen zum Mittagessen, machen Hausaufgaben und haben dann Zeit zum Spielen, Basteln oder Toben. Aber auch Zeit zum Abschalten vom Schulalltag am Vormittag“, erzählt Elisabeth Waskönig, Fach-

dienstleiterin. Darüber hinaus gebe es zahlreiche Projektangebote am Nachmittag, mal von den OGS-Mitarbeitenden organisiert, aber auch von Künstlern, Musikern oder Sportlern. „Wir wollen den Kindern am Nachmittag ein Bildungsangebot machen, welches andere Aspekte umfasst als der Vormittag in der Schule“, so Waskönig. Von diesem umfangreichen Angebot profitieren auf der einen Seite Kinder, deren Eltern berufstätig sind und deshalb oft nicht die Zeit haben, am Nachmittag einen Sportverein mit ihrem Kind zu besuchen. Auf der anderen Seite profitieren aber vor allem Kinder, die zuhause nicht so gute Bedingungen vorfinden. „Kinder, die beispielsweise keine Gelegenheit haben in Ruhe ihre Hausaufgaben zu machen, weil viele Geschwister da sind oder die räumlichen Bedingungen nicht gegeben sind“, weiß Elisabeth

Waskönig. Im Austausch mit den Lehrern sprechen sich die OGS-Mitarbeitenden ab, um zu gucken, welche Bedürfnisse sich im Vormittagsbereich abzeichnen und nachmittags erfüllt werden können.

OGS gibt Struktur und Halt

OGS ist für viele Kinder mehr als nur Betreuung. Die offene Ganztagschule gibt ihnen Struktur und Halt. „Es entstehen feste Beziehung zu anderen Kindern, aber auch zu den Mitarbeitenden, die oft zu engen Bezugspersonen werden, mit denen sie auch mal Probleme besprechen.“ Sie lernen mit Konflikten umzugehen und diese zu lösen und den Umgang mit verschiedenen Kulturen.

Besonders wichtig ist den Mitarbeitenden der OGS der Rollenwechsel bei der Betreuung. „Wir haben den Vorteil in Hagen, dass wir eigene Räume haben, also nicht nur die Klassenräume für die Betreuung nutzen müssen“, berichtet Julia Schröder, Fachbereichsleitung Soziale Dienste. Die Kindergruppen verändern sich somit im Offenen Ganztage. Das erleichtere vielen Kindern den Rollenwechsel am Nachmittag. „Die Kinder können so in der OGS anders sein als am Vormittag. Die Konstellation von anderen Kindern und anderen Räumen bietet vielen Kinder eine Chance, sich von einer anderen Seite zu zeigen“, erzählt Elisabeth Waskönig. „Für viele Lehrer ist das ein wichtiger Impuls, wenn wir ihnen erzählen, dass sich die Kinder in der Betreuung ganz anders verhalten“, sagt Julia Schröder. Dieser Austausch zwischen Schule und OGS und somit regelmäßiges Feedback durch Fachkollegen weite den gegenseitigen Blick auf die Kinder. Mit dieser Rückmeldung durch die OGS-Mitarbeitenden können Lehrer im Schulunterricht ganz anders



auf manche Kinder eingehen: „Sie haben dann vielleicht andere Ideen, wie sie an bestimmte Kinder heran kommen“, meint Julia Schröder. Der Bedarf an OGS-Plätzen wächst stetig. „Wir haben immer mehr Familien, in denen beide Elternteile berufstätig sind, aber auch immer mehr Familien, wo man weiß, dass eine Betreuung aus sozialen Gründen sehr wichtig für die Kinder ist“, so Waskönig. Thema Kinderschutz: Ein Aspekt, der im Bereich OGS auch immer wieder eine Rolle spielt und der beiden Frauen sehr am Herzen liegt: „Man sieht einfach viel und bekommt viel mit, wenn man jeden Tag mehrere Stunden Zeit mit den Kindern verbringt“, berichtet Elisabeth Waskönig. „Somit haben wir aber eben auch die Zeit und vor allem den Auftrag, uns um diese Kinder zu kümmern und gegebenenfalls weitere Schritte einzuleiten.“ Deshalb arbeitet die OGS auch immer eng mit den Kollegen aus dem Bereich des Kinderschutzes zusammen. Denn OGS ist viel mehr als nur die Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

In den Herbstferien 2020 fand das Projekt „Du hast Recht. Ein Projekt über Kinderrechte“ für die Kinder der OGS im Kley statt. Hier im Bild: Das Thema „Bildung“ wird von einem Kind aus der OGS visualisiert.

Ein so großer Gewinn: „OGS sind wir alle“

Barbara Brück ist die Rektorin der Henry-van-de-Velde-Grundschule. Sie hat die Entwicklung der Offenen Ganztagschule von Beginn an begleitet. Ein Gespräch über Damals und Heute, über Veränderungen und Verbesserungen.

Selbstverständlich hat sich viel verändert. Ist so gut wie nichts mehr wie früher. Gesetzliche Vorgaben und äußere Bedingungen – sie allein haben sich rasant weiterentwickelt, dabei noch oft nicht schnell genug, um mit gesellschaftlichen Veränderungen Schritt zu halten. Blickt Barbara Brück, Rektorin an der Henry-Van-de-Velde-Schule am Hagener Remberg, zurück auf die Entwicklung der Ganztagsbetreuung von Kindern bis zum Ende des Grundschulalters, dann weiß sie viel zu berichten. Nur eines, das betont sie, das hat sich gar nicht verändert. Das ist geblieben – und gibt Barbara Brück und ihren Kolleginnen und Kollegen oftmals die Kraft, sich mit

ganzem Herzen für das Wohl von Kindern und Eltern einzusetzen: „Die Kindheit hat sich verändert, die Sehnsüchte aber sind die gleichen wie schon immer: Kinder brauchen Sicherheit, vertraute Personen, Ruhe, um sich entwickeln zu können.“

Frau Brück, das Konzept der Offenen Ganztagschule (OGS) an Grundschulen in seiner jetzigen Form gibt es seit dem Jahr 2003. Wenn Sie auf diese Anfänge blicken – wie waren die Bedingungen und Voraussetzungen?

Barbara Brück: Der Bedarf war von Anfang an sehr groß. Auch schon vor 2003 gab es an unse-



rer Schule ein Übermittagsangebot. Dieses hatte aber keine Anbindung an die Schule. Wir haben schon damals und lange zuvor mit der Caritas-Kita St. Engelbert zusammengearbeitet. Hier gab es den ersten Hagener Hort, Kinder blieben bis weit über das Kindergartenalter hinaus in der Einrichtung und wurden betreut. Quasi ein Vorläufer des Offenen Ganztags. Als dann die OGS installiert wurde, haben wir sofort darauf gedrungen, mitzumachen. Wir waren im zweiten Durchgang dabei, ab dem Schuljahr 2004. Los ging es mit drei Gruppen zu je 25 Kindern – bei damals insgesamt 285 Schülerinnen und Schülern. Von Anfang an war der Caritasverband bei

uns im Offenen Ganztage engagiert – es hat sich eine lange und vertrauensvolle Zusammenarbeit entwickelt.

Wie steht es um den Bedarf an Plätzen im Offenen Ganztage?

Da sprechen die Zahlen eine klare Sprache: Im Schuljahr 2020/21 haben wir sieben Gruppen mit 180 Kindern – mehr als 50 Prozent unserer Kinder sind im Ganztage. Zu uns kommen im Schuljahr 2020/21 insgesamt 330 Schüler; wir haben an unserer Schule das größte OGS-Angebot der Stadt. Das ist auch der Tatsache geschuldet, dass die Stadt Hagen das Angebot an

Lehrerin und Schulleiterin mit ganzem Herzen: Barbara Brück vor der Henry-van-de-Velde-Schule.

Ganztagsplätzen weiter ausbaut, mit der Grundschule Hilfe ist die letzte Hagener Grundschule im Offenen Ganzttag angekommen. Langfristiges Ziel ist es, 80 Prozent aller Grundschüler einen OGS-Platz anbieten zu können. Das gibt Sicherheit für Erziehende. Denn es gibt immer mehr doppelt Berufstätige, mehr Alleinerziehende; aber auch Kinder aus Ein-Kind-Familien, denen das Leben in der OGS einfach gut tut.

Diese Zahlen belegen einmal mehr den Wandel, den Grundschule durchmacht. Wie ist das für Sie als Pädagogin? Hat die Arbeit heute noch etwas mit der von einst zu tun, als Wissensvermittlung im Mittelpunkt stand?

Natürlich wird auch weiter Wissen vermittelt. Das ist unser Auftrag. Unser Auftrag hat sich aber auch verschoben. Viele Familien setzen mittlerweile darauf, dass Schule bei der Erziehung hilft und das auffängt, was zuhause nicht geleistet werden kann. Sie setzen großes Vertrauen in Schule, wollen, dass es ihren Kindern im Leben gut geht. Ich habe große Hochachtung vor Eltern, die dabei die Unterstützungsangebote der Schule annehmen. Von daher: Ja, die Arbeit hat sich sehr verändert, wir leisten neben der Wissensvermittlung immer mehr auch soziale Arbeit.

Wird dem in der Ausbildung Rechnung getragen?
Junge Kolleginnen und Kollegen kommen im Studium mit dem Offenen Ganzttag in Berührung, das geht gar nicht mehr anders. Und junge Schulleitungen sind mit dem Thema vertraut, vom Beginn ihrer Tätigkeit an. All das stärkt die gegenseitige Akzeptanz...

... was sich so anhört, als sei die nicht immer gegeben gewesen?

Das Zusammenspiel zwischen Schule und Offener Ganztagsbetreuung musste natürlich auch erst wachsen, musste sich finden. Wenn zwei Systeme zusammenkommen, gibt es immer Berührungsängste. Heute sind wir so weit, dass wir uns als ein gemeinsames Haus verstehen. Vor 15 Jahren waren das zwei Kategorien. Hier der Unterricht – da die Betreuung. Heute sagen wir: OGS sind wir alle! Alle sind verantwortlich für die Kinder. Das hat doch viele Vorteile: Gemeinsam gucken wir auf die Kinder. Es ist so ein großer Gewinn, wenn wir immer enger zusammenrücken.

Das ist an Ihrer Schule seit dem Schuljahr 2020/21 wörtlich zu nehmen.

Wir sind im August 2020 mit dem Rhythmiserten Ganzttag gestartet. Das bedeutet, dass zwei jahrgangsgemischte Klassen in diesem Schuljahr als „rhythmisierete Ganztagsklassen“ geführt werden: Eine Lehrerin und eine Erzieherin bringen den schulischen Acht-Stunden Tag der Kinder in einen Rhythmus aus Unterricht und Freizeit, Anstrengung und Entspannung. Das ist ein völlig neuer Ansatz – der zu Beginn der OGS gar nicht vorstellbar gewesen wäre, weil die gegenseitigen Vorbehalte, wie gesagt, viel zu groß waren. Jetzt aber leiten Lehrerin und Erzieherin die Klasse im Team. Das erleichtert den Kindern den Übergang von der Kita in die Schule. Wir haben das schon lange gefordert und als Kollegium und Ganztags-team einstimmig dafür gestimmt. Und doch muss ich betonen: Dass Kollegen bereit sind, gemeinsam mit Erziehern eine Klasse zu führen, war ein sehr großer Schritt.



Wie gestaltet sich der Schulalltag in diesen Klassen?

Es gibt Projekt-Phasen, natürlich ausreichend Pausen, die Klasse kann geteilt werden – nachmittags wechseln die Kinder in den Offenen Ganzttag. Genutzt werden dann auch die Klassenräume als Themenräume, etwa für Medien-Angebote, für Sprache und Kommunikation. Es ist eine Verbindung aus Gebundenem Ganzttag und Offener Ganzttagsschule.

An dem der Caritasverband als Träger und Partner einen guten Anteil hat?

Auf alle Fälle. Selbstverständlich gibt es Reibungsverluste. Der Caritasverband war von Anfang an in der Offenen Ganztagsbetreuung engagiert, musste aber selber in dem Bereich etwas Neues aufbauen. Die Zusammenarbeit

ist wirklich sehr professionell. Wie gut so etwas läuft, zeigt sich ja meist in Krisenzeiten. Während der Corona-Pandemie konnten wir uns komplett aufeinander verlassen und haben einmal mehr gemeinsam Konzepte erarbeitet und umgesetzt.

Ist die OGS also eine Erfolgsgeschichte?

In jedem Fall – mit der OGS sind wir einer ganzheitlichen Bildung in unseren Schulen sehr viel näher gekommen und davon profitieren nicht nur die Kinder, sondern am Ende unsere ganze Gesellschaft.

Barbara Brück ist Jahrgang 1965. Seit 1990 ist sie im Schuldienst, seit 2005 als Rektorin an der Henry-van-de-Velde-Schule im Dienst.

In Zusammenarbeit mit Künstlern werden in der OGS kreative Angebote bereitgestellt.



Ein gutes Team: Kerstin Ahlemann (links) und Alltagsbegleiterin Isabelle Knura.

Damit der Alltag leichter wird

Seit dem Jahr 2008 sorgen Alltagsbegleiter dafür, dass Menschen so lange wie möglich in Selbstständigkeit leben können.

Arztbesuche, Essen kochen, Blumengießen – die Spanne der Einsatzmöglichkeiten von Alltagsbegleitern ist groß. So ist das Angebot des Caritasverbandes Hagen ein viel gefragtes: Der Wunsch vieler Menschen mit schwindenden Kräften nach möglichst langer Selbstständigkeit ist immens. Ein selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden soll so lange wie möglich erhalten bleiben. So sind es oft die kleinen Handreichungen, die den Alltag in den eigenen vier Wänden für Menschen mit Hilfebedarf möglich machen.

„Dadurch verbessert sich die Lebensqualität der Menschen, sie kommen auch oftmals aus ihrer Isolation“, sagt Adela Rjepaj, Leiterin der Sozialstation an der Hardenbergstraße. Von hier aus werden die Einsätze der Alltagsbegleiter koordiniert. Im Angebot ist kurz gesagt alles, was den Alltag erleichtert, von jeglicher hauswirtschaft-

licher Versorgung bis zum Blumengießen bei Abwesenheit. Seit dem Jahr 2008 bietet der Caritasverband diese Dienstleistung an. Damals führte die Erkenntnis, dass zumeist ältere Menschen oftmals eine helfende Hand im Alltag brauchen, ansonsten aber noch nicht auf professionelle Unterstützung angewiesen sind, zur Installation dieses Dienstes. Alltagsbegleiterinnen haben eine intensive Schulung absolviert. Das Angebot wird stark nachgefragt. Die Abrechnung der Kosten erfolgt entweder über die Kunden als Selbstzahler, die Pflegekassen oder Sozialverbände. „Wir unterstützen bei der Antragsstellung und kümmern uns um alle Formalitäten“, verspricht Adela Rjepaj. Einen weiteren Vorteil sieht die Fachfrau: „Wenn der Hilfebedarf steigt, bekommen unsere geschulten Kräfte das sofort mit und wir können weiter unterstützen.“



Gemeinsam durch den Tag: Gerne spielen Kerstin Ahlemann (links) und Alltagsbegleiterin Isabelle Knura Dame. Das Spiel stammt aus dem Spielekoffer, den Kerstin Ahlemann selbst in ihrer Zeit als Alltagsbegleiterin stets dabei hatte.



So bekommt der Alltag Struktur: Kerstin Ahlemann (rechts) und Isabelle Knura backen gemeinsam in der kleinen Küche Muffins.

Eine Geschichte in Bildern: Kerstin Ahlemann, Jahrgang 1963, gewährt Einblick in ihr Leben – und zeigt, wie eine Alltagsbegleiterin des Caritasverbandes sie dabei unterstützt, selbstständig zu leben. Mit Anfang 50 erkrankt die Hagenerin, ihre Bewegungsfähigkeit ist danach eingeschränkt, sie kann nicht mehr arbeiten, wird erwerbsunfähig, ein Pflegegrad wird anerkannt. Seit Jahren nimmt sie Entlastungsleistungen in Anspruch – und weiß genau, wie hilfreich diese sind. Denn sie selber hat als Alltagsbegleiterin gearbeitet – bis zu ihrer Erkrankung. Einmal in der Woche kommt Isabelle Knura, Alltagsbegleiterin der Caritas, und begleitet Kerstin Ahlemann ein Stück durch ihren Alltag.



Bei Spaziergängen tauschen die beiden für kurze Zeit die Rollen: Dann steuert Isabelle Knura den Scooter auf den Routen durch die Parks der Stadt. Und Kerstin Ahlemann läuft nebenher. Das Training ist wichtig, damit sie ihre Beweglichkeit erhält.



Ein Aufnahme vor leuchtenden Blättern hat sich Kerstin Ahlemann gewünscht. Farbe spielt in ihrem Leben eine große Rolle: Zu lange musste sie weiße Wände in Krankenhäusern anstarren.



„Lebe im Hier und Jetzt“. Dieses Motto liest Kerstin Ahlemann als Erstes jeden Morgen, wenn sie aufwacht. Und die Worte geben ihr Kraft, sich jeden Tag aufs Neue aufzuraffen und weiterzumachen.



Angekommen in der zweiten Heimat in Hagen: Hayat Abdullah und Nazim Mahmoud in ihrem Schrebergarten in Hagen.

Die Brückenbauer in der zweiten Heimat

Hayat und Nazim kommen Anfang 2015 mit ihren drei Kindern aus Nordsyrien nach Hagen. Die Familie setzt alles daran, im neuen Zuhause anerkannt und akzeptiert zu werden. Das Wichtigste für sie: Die deutsche Sprache zu lernen.

Wenn Hayat Abdullah davon spricht, nicht nur eine Heimat zu haben, sondern noch eine zweite, dann klingt das selbstverständlich und selbstbewusst. Zugleich irgendwie stolz auf das, was sie geschafft hat. Dass es vom Wort „Heimat“ in der deutschen Sprache keinen Plural gibt, interessiert Hayat, 1981 in Nordsyrien geboren, seit mehr als fünf Jahren in Hagen zuhause, nicht. Wobei sie den größten Wert auf korrekte Ausdrucksweise legt – immer auf Deutsch. Sie sagt: „Mein Ziel ist es, in Deutschland eine Brücke zu bauen zwischen den Kulturen meiner ersten und meiner zweiten Heimat.“

Hayat Abdullah und Nazim Mahmoud haben mit ihren Kindern schon mehr als die Brückenpfeiler geschaffen. Es ist eine Brücke, die ohne Angst betreten werden kann, eine Brücke errichtet aus Fleiß, Ehrgeiz, Willen und ganz viel Hoffnung: Hayat macht in Deutschland ihr Anerkennungsjahr als Erzieherin und plant, Soziale Arbeit zu studieren. Nazim hat einen unbefristeten Arbeitsvertrag beim Caritasverband in der Offenen Ganztagsbetreuung. Die Kinder sind erfolgreich am Gymnasium. Der Einbürgerungsantrag soll sobald als möglich gestellt werden – ihr Aufenthaltsstatus ist seit Anfang 2020 unbe-

FIM – Fachdienst für Integration und Migration

Interkulturell und migrationsspezifisch: Der Fachdienst begleitet Zugewanderte, Flüchtlinge und deren Familien auf ihrem Weg in die deutsche Gesellschaft. Dabei werden Rahmenbedingungen für Kommunikation geschaffen, Zugangsmöglichkeiten zu Regeldiensten eröffnet sowie Hilfestellungen und Unterstützung angeboten.

Der Fachdienst ist aktiv in den folgenden Handlungsfeldern:

- **Migrationsberatung/Regionale Flüchtlingsberatung**
- **Integration von Neuzugewanderten aus Südosteuropa**
- **Sozialraumorientierte Integrationsarbeit im Rahmen von Projekten und Angeboten**
- **Sprachkursberatung und Integrationskursbegleitung**
- **Antidiskriminierungsarbeit**
- **Beratung und Begleitung beim Prozess der interkulturellen Öffnung**

fristet. Sie sind aktiv in Vereinen, treiben Sport, engagieren sich ehrenamtlich – und sind Besitzer eines Kleingartens inklusive Gartenzwerge. Nazim hält Bienen und ist im Imkerverein. Sie fühlen sich angekommen, zumeist auch angenommen – und führen all das auf eine Tatsache zurück: Sie haben alles daran gesetzt, die deutsche Sprache zu lernen, sie zu beherrschen und als Mittel zu nutzen, um akzeptiert zu werden. Stück für Stück gelingt ihnen die Integration in Deutschland. Was sie dabei nie vergessen werden ist, wie viel Mühe es gekostet hat, sich die neue Heimat, die zweite Heimat zu eigen zu machen. Doch es funktioniert – ohne dass sie ihre Wurzeln dabei vergessen.

Die kurdische Familie kommt Anfang 2015 nach Hagen. Die Schwester von Nazim lebt hier

seit dem Jahr 2001 und ermöglicht die Aufnahme in Deutschland im Zuge des Familiennachzugs. „Wir haben vorher nie daran gedacht, nach Deutschland zu gehen. Wir hatten vor dem Krieg ein gutes Leben. Wir hatten studiert, eine Wohnung gekauft“, sagt Nazim. Er hat als Grundschulleiter gearbeitet, Hayat unterrichtete Arabisch und Literatur an einer Realschule.

Mit der Entscheidung, vor Bomben, Angst und Unterdrückung in Nordsyrien zu fliehen, müssen sie Eltern und Geschwister, Freunde und Verwandte zurücklassen. Die erste Station ist der Irak, hier warten sie auf die Visa. Als sie diese in Händen halten, geht es mit dem Flugzeug nach Deutschland.

„Sylvester 2014 waren wir in Hagen“, erzählt Nazim. Der schlanke Mann, geboren 1977, sagt nicht, ob auch gefeiert wurde. „Plötzlich waren wir wieder bei Null.“ Zu fremd, zu anders ist alles, so viele Eindrücke, so viel Neues, so viele fremde Worte. Von Beginn an kennt die Familie nur ein Ziel: Sie müssen die deutsche Sprache so gut beherrschen, dass die Eltern arbeiten, die Kinder die Schule besuchen können.

Da die Fünf im Zuge des Familienabkommens eingereist sind, haben sie zunächst keinen Anspruch auf staatliche Leistungen – und damit auch nicht auf Integrations- und Sprachkurse. Sie werden von der Verwandtschaft unterstützt, leben vom Ersparten. Hayat und Nazim suchen Kontakt zu Hilfeangeboten, etwa beim Caritasverband. Dieser vermittelt eine Familienpatin.

„Ich lernte Tag für Tag für Tag neue deutsche Wörter – sowohl beim Einkaufen als auch über das deutsche Radio und das deutsche Fernsehen“. Alles wurde dem Ziel untergeordnet, die Sprache

zu lernen, damit man sich besser zurechtfindet. Nach und nach übernehmen die Kinder Dolmetscherfunktion. Sie lernen schnell in der Schule.

Der Kontakt zur Patin besteht bis heute, eine Freundschaft ist entstanden. „Unsere Familienpatin begleitete uns bei schwierigen Behördengängen, erkämpfte für uns Vieles, was die Behörden erst einmal verweigerten, unterstützte uns bei allen Schritten, die dazu dienten, in Deutschland arbeiten zu können und unsere drei Kinder dabei, den schulischen Belangen in Deutschland zu entsprechen. War ein Problem gelöst, stand das nächste an. So gingen wir gemeinsam Stufe um Stufe weiter, um da anzukommen, wo wir jetzt stehen. Wir lernten unsere neue Umgebung bei vielen Ausflügen mit der Familienpatin kennen und kamen auf diese Weise im Laufe der Jahre immer besser in Deutschland an. Integration kann nur gelingen, wenn deutsche Menschen uns begleiten!“, sagt Hayat.

Nach einigen Monaten in Hagen unterstützt der Staat dann die Familie, das Ehepaar darf einen Sprachkurs besuchen, beendet ihn erfolgreich. Auch der obligatorische Integrationskurs und der Kurs „Leben in Deutschland“ stehen auf dem Programm, alles kleine Schritte hinein in den deutschen Alltag. „Die ersten drei Jahre waren sehr schwer“, sagt Nazim. „Seit zwei Jahren geht es sehr viel besser.“ Er bringt seine guten Sprachkenntnisse mittlerweile als Sprachmittler ein, dolmetscht vom Deutschen ins Arabische und umgekehrt. Auch Hayat nutzt ihren Status als Vertreterin zweier Sprachwelten und macht immer wieder deutlich, was unbedingter Wille möglich macht. Sie hat ein Ziel: „Ich würde gerne als Sozialarbeiterin Frauen dabei zur Seite stehen,

dass sie Ängste überwinden und Selbstvertrauen erlernen und auf diesem Wege Vorbild für ihre Kinder, vor allem für ihre Töchter sein können.“

Nazim fällt die Antwort leicht auf die Frage, was er Menschen empfiehlt, die ihre Heimat verlassen mussten und sich in einer neuen Welt zurechtfinden sollen. „Die Sprache lernen! Ohne Kommunikation kann man nicht leben. Es öffnen sich Türen“, hat er selbst erfahren. Doch ist bei allem Streben nach Ankommen und Akzeptiert werden dieses genauso wichtig für die Familie: Die Wurzeln der Herkunft nie verleugnen. „Das kann man nicht vergessen“, sagt Nazim. „Wir wollen vermitteln zwischen syrischer und deutscher Kultur.“ Sehr viel geht es dabei um Akzeptanz und Toleranz. Nazim macht seinen Glauben nicht an Äußerlichkeiten fest, er sagt „Religion bleibt im Herzen“, – und schließt einen Ausspruch des Dalai Lamas an, den er auch vorlebt: „Ethik ist wichtiger als Religion“.

Dass die Flucht nach Deutschland damals alternativlos war, das bestätigt sich beinahe täglich beim Blick auf die Nachrichten. So sehr es die Familie schmerzt, nur virtuellen Kontakt zu Eltern und Freunden in Nordsyrien zu haben, so wohl fühlen sie sich in der nun nicht mehr so fremden Welt. „Wir sind froh, in der Demokratie friedlich in Deutschland leben zu können und wollen alles tun, was uns möglich ist, um diesen Frieden zu erhalten, da wir in Syrien ja das Gegenteil erleben mussten“, sagt Hayat mit Dankbarkeit. Auch das vergisst Nazim nie: „Wir sind gekommen, um unseren Kindern eine sichere Zukunft zu geben. Das wäre in unserem Land nie möglich gewesen.“

Und dafür hat sich alle Mühe des Brückenbauens gelohnt.



Durch die Berufsvorbereitenden Maßnahmen auf einem guten Weg: Marianna Mavropoulou (Zweite von links) ist dankbar für die Unterstützung durch Sonja Herchenhahn, Christiane Venrath-Ahrari und Renate Winnemöller (von links).

„Das Beste, was mir passieren konnte“

Eignungsanalyse. Fördermodule. Qualifizierungsbausteine. Was sich technokratisch anhört, ist nichts anderes als die große Chance für junge Menschen, einen passenden Beruf durch Berufsvorbereitende Maßnahmen (BvB) zu finden. Diese werden seit vielen Jahren beim Caritasverband Hagen angeboten. Noch praktischer wird es, wenn eine Betroffene erzählt: Hier kommt die Geschichte von Marianna. Ihr Fazit ist so klar wie eindringlich: „Die BvB-Maßnahme ist das Beste, was mir passieren konnte.

„Ich heiße Marianna und ich bin im Jahr 2014 gemeinsam mit meinen Eltern von Griechenland nach Deutschland gezogen. Zunächst habe ich meine schulische Laufbahn an der griechischen Schule in Dortmund beendet und an einem Deutschkurs teilgenommen.

Da ich noch keine Idee hatte, wie ich in mein Berufsleben starten könnte, ging ich zur Berufsberatung und durfte dann ab September 2016

an einer Berufsvorbereitenden Maßnahme (BvB) beim Caritasverband teilnehmen. Das war definitiv eine der wichtigsten Stationen meines bisherigen Lebens.

In der BvB hatte ich neben Berufsschule und Unterricht in allgemeinbildenden Fächern auch die Möglichkeit, betriebliche Praktika zu machen. Die Praktika haben für mich eine entscheidende Rolle bei meiner Berufswahl gespielt. Ich habe dadurch

meinen Traumberuf, nämlich den Beruf der Gesundheits- und Krankenpflegerin, kennengelernt.

In meiner Geschichte gab es oft schwierige Situationen, mit denen meine Familie und ich konfrontiert wurden. Wir kannten das „deutsche System“ nicht und es gab so einige Probleme, die während unserer ersten Jahre in Deutschland auf uns zukamen. Hinzu kam, dass mein Vater meistens wegen einer Montagetätigkeit in Europa unterwegs war und meine Mutter und mich nicht immer direkt unterstützen konnte.

Es war sehr wichtig für mich, dass ich während meiner Zeit bei der Caritas von meiner Ansprechpartnerin Sonja Herchenhahn unterstützt wurde. Mit dieser Unterstützung haben wir die Probleme gut meistern können.

Die deutsche Sprache gehörte, trotz der bestandenen Deutsch-Prüfung, weiterhin noch zu meinen Schwächen. In diesem Bereich wurde ich ebenfalls unterstützt durch zusätzliche Deutschstunden. Auch habe ich durch gemeinsame Aktionen mit den Teilnehmern der Maßnahme zum Beispiel Münster kennengelernt – und ich habe Freunde gefunden, die ich bisher in Deutschland nicht hatte.

Nach meinen Praktika, erst im Pflegeheim und danach in Krankenhäusern, war ich mir sicher, dass mein Herz für den Beruf der Gesundheits- und Krankenpflegerin schlägt. Meine Bildungsbegleiterin hat mir bei der Suche nach einer Ausbildungsstelle sowie beim Schreiben von Bewerbungen geholfen. Auch Vorstellungsgespräche haben wir einige Male geübt.

Während der BvB habe ich einen „Qualifizierungsbaustein“ erworben – das heißt, dass ich schon vor dem Beginn meiner Ausbildung durch

gezielten Unterricht von einer Pflegefachlehrerin vorbereitet wurde und bereits einige Themen aus der Ausbildung kennengelernt habe.

Alles verlief erfolgreich, so dass ich eine Ausbildungsstelle als Gesundheits- und Krankenpflegerin im Katholischen Bildungszentrum in Hagen bekam. Meine Ausbildung habe ich nach drei Jahren, die sehr schnell vergingen, mit Erfolg im September 2020 abgeschlossen. Seit Oktober 2020 verstärke ich das Team der Intensivstation des Katholischen Krankenhauses als „Examierte“.

Ich bin sehr dankbar und froh, dass ich an der BvB teilnehmen konnte, es war trotz meiner persönlich sehr schwierigen Situation eine sehr gute Zeit, die ich immer in positiver Erinnerung behalten werde. Ich bin sehr dankbar für den freundlichen und empathischen Umgang aller Mitarbeitenden mit mir, sowohl für all die Unterstützung als auch die tolle Zusammenarbeit während meiner Teilnahme.

Es ist unglaublich viel Aufwand, der hinter der Arbeit des Caritasverbands steckt. Es wird kontinuierlich geholfen, sodass man seinen Weg findet. Durch die sozialpädagogische Betreuung werden die Teilnehmenden auch bei privaten Problemen oder bei Konflikten während der Praktika oder der Ausbildung unterstützt.

Meine Geschichte zeigt, dass das Leben oft ernst sein kann. Durch das positive Denken der Mitarbeitenden der Maßnahme wurde ich, genauso wie viele andere junge Menschen, die jedes Jahr an der BvB teilnehmen, unterstützt, all die Schwierigkeiten zu überwinden und meinen Weg zum Erfolg zu finden. Dazu möchte ich eines sagen: Danke, Caritas!“

Kompetenz statt Defizite

Nichts bleibt wie es ist – für kaum einen anderen Bereich gilt das so sehr wie für die Berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahmen.

Mit MBSE-Maßnahmen zur Berufsvorbereitung und sozialen Eingliederung junger Ausländer beginnt die Chronologie der Berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahmen im Jahr 1980. Im weiteren Verlauf hießen die Maßnahmen Förderlehrgänge für unterschiedliche Zielgruppen, daraus wurden Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen mit sozialpädagogischer Begleitung und zum Teil besonderer Sprachförderung. An vielen Orten fanden die Maßnahmen Unterkunft, seit 2003 hat der Fachbereich „Berufliche Eingliederung“ seinen Hauptsitz im Sozial-Zentrum des Caritasverbandes in der Finkenkampstraße.

Viele Maßnahmen, zum Teil zeitlich begrenzt, leisten Berufsorientierung in Hagen, Schwelm und Ennepetal. So gibt es u.a. Angebote für psychisch behinderte Jugendliche, für lernbehinderte Jugendliche, Arbeiten-und-Lernen-Projekte im sozialpflegerischen Bereich, Sprachförderung für Russlanddeutsche, Flüchtlinge, Berufsorientierungsprojekte

für Schüler, Bildungsberatung und die Betreuung der Freiwilligen (FSJ und BFD) in Caritas-Einrichtungen. Auftraggeber der Projekte sind bis heute etwa die Agentur für Arbeit, die Kommune, das Land, der Bund, EU-Förderprogramme.

Die Eingliederung in Ausbildung und Arbeit ist nach wie vor das Ziel. Dabei sind die Methoden ähnlich geblieben: Qualifizierung, etwa das Vermitteln von Sprachkenntnissen, Aufarbeiten schulischen Grundlagenwissens oder Erlernen von Schlüsselqualifikationen, Berufsorientierung durch Praxis in Betrieben oder eigenen Werkstätten und dazu die begleitende sozialpädagogische Betreuung als Anker.

100 Mitarbeitende sind in den unterschiedlichen Projekten beschäftigt: Ausbilder, Lehrkräfte, Psychologen, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen kümmern sich jedes Jahr um mehr als 1000 Jugendliche und junge Erwachsene in Hagen und Schwelm.



Gar nicht so einfach, immer in Ruhe abzuwarten: Philipp* ist mit Feuereifer bei der Sache, als es um das Thema Haie geht. Er muss lernen abzuwarten, bis etwas fertig ist.

Weil Sprache das Tor zur Welt ist

Bildungschancen von Anfang an: In der integrativen Kindertagesstätte St. Paula gibt es das Projekt „plus KITA“. Erzieherin Dagmar Cramer nimmt sich dabei viel Zeit, um mit Kindern ins Gespräch zu kommen. Sie sagt: „Sprache ist ein sehr wichtiger Teil von Bildung.“

Zeit spielt bei Dagmar Cramer eine große Rolle. Zeit, die sie Kindern schenkt, die zu ihr kommen. Zeit und Aufmerksamkeit, zwei Faktoren, die im gewöhnlichen Kita-Alltag manchmal zu kurz kommen.

Seit dem 1. August 2020 ist sie verantwortlich für den Bereich „plus KITA“ in der St.-Paula-Kindertagesstätte. Ziel des Projektes ist es, Bildungschancen für alle Kinder von Anfang an zu verbessern und zu erhöhen. „Es geht hier nicht nur um Sprache, aber es macht mehr als 50 Prozent meiner Arbeit aus. Denn Sprache ist ein sehr wichtiger Teil von Bildung“, erklärt die Erzieherin, die im Alter von 20 Jahren 1982 im

Anerkennungsjahr anfang, beim Caritasverband zu arbeiten.

Der fünfjährige Felix* besucht Dagmar Cramer regelmäßig. „Er ist ein ganz quirliges Menschenkind, ständig in Bewegung. Er ist sehr sprachfreudig, nur das Gesprochene versteht man nicht, er spricht zu schnell und zu undeutlich.“ Hier bekommt er die Möglichkeit zur Ruhe zu kommen, sich inspirieren zu lassen. Dinge auszuprobieren und seine Ideen umzusetzen. Und das mit der Zeit, die er braucht. „Über die gemeinsame Arbeit kommen wir dann ins Gespräch und können so an seiner Sprache arbeiten.“ Bei Felix geht es aber nicht nur darum, ihn

zur Ruhe zu bringen. „Er hat Kraft, Ausdauer und ist sehr geschickt. Aber er eckt überall an mit seiner Art.“ Dagmar Cramer versucht deshalb jetzt, eine passende Sportgruppe zu finden, in der er seine Fähigkeiten besonders gut einsetzen kann. „Wenn er mithilfe einer sportlichen Aktivität seine Konzentration steigern kann, kann er sich auch auf seine Sprache konzentrieren und sie so langfristig verbessern.“

Ein großer Teil der Kinder, die die Erzieherin in ihrem kleinen Raum in der St.-Paula-Kita besuchen, spricht allerdings gar kein Deutsch. In solchen Fällen nutzt Dagmar Cramer Kunst zum Kommunizieren: „Kunst hat ihre eigene Sprache und die braucht keine deutschen Worte. Aber indem die Kinder etwas machen, an etwas arbeiten, kommen sie über Blickkontakt in Sprache und lernen auf diese Weise von den anderen. Und sie können ihr Talent über die Kunst zeigen.“

Es ist eine spielerische Förderung, die Kinder haben dabei alle Freiheiten, Ideen umzusetzen. Alle Kinder sind freiwillig da, niemand muss kommen. „Kinder sind von Natur aus neugierig und sie kennen mich bereits aus anderen Arbeitsbereichen. Jetzt wollen sie natürlich wissen, was ich hier mache und besuchen mich deshalb von ganz alleine“, erzählt sie. Bei Jungen und Mädchen mit größerem Förderbedarf bemühe sie sich allerdings, einen intensiveren Kontakt herzustellen: „Ich versuche ihnen etwas Dauerhaftes schmackhaft zu machen. Sie sollen immer noch das Gefühl haben, dass sie freiwillig zu mir kommen und das Bedürfnis haben, noch ein weiteres Mal vorbeizuschauen.“

Im Jahr 2018 eröffnete die integrative Kita, die sich Inklusionszentrum nennt. Von 109 Kin-

dern in St. Paula sind bisher 22 Kinder regelmäßig bei Dagmar Cramer. Auch Philipp* besucht sie häufig. Momentan sogar mehrmals am Tag. Denn zusammen mit ihr bastelt er einen Hai aus Pappe. „Wir haben zunächst Geschichten über Haie gelesen, er interessiert sich sehr für diese Tiere. Dann kam ihm die Idee, dass er auch gerne einen Hai hätte. Und dann hat er angefangen zu basteln.“ Angemalt ist der Hai mittlerweile, aber die Farbe muss noch trocknen. Abwarten. Geduld haben. Eine große Herausforderung für den Fünfjährigen: „Philipp kommt nächstes Jahr in die Schule, er spricht wirklich gut. Aber bei ihm muss alles ganz schnell gehen.“ In diesem Fall versucht Dagmar Cramer, den Jungen in die nötige Ruhe zu bringen. „Denn sonst wird es später in der Schule ein Problem für ihn, wenn er immer schneller fertig ist, als die anderen. Er soll lernen, dass man auch abwarten muss und dass manche Dinge eben ihre Zeit brauchen.“ Und auch wenn es bei Philipp auf den ersten Blick nicht ums Sprechen geht, nutzt Dagmar Cramer das gemeinsame Projekt, um an seiner Sprache zu arbeiten. „Sprache kann man immer verbessern.“

Das Thema Sprache liegt Dagmar Cramer ganz besonders am Herzen. Sie selbst hat, aufgrund einer körperlichen Einschränkung, erst mit vier Jahren sprechen gelernt und kann deshalb ganz besonders gut nachvollziehen, wie wichtig es ist, sprechen zu können. „Sprache ist das Tor zur Welt und das Tor zur Bildung. Und Sprache ist viel mehr als nur Wörter.“ Aus diesem Grund ist sie sehr dankbar, dass sie nach 38 Jahren als Erzieherin und Leiterin in einer Kindertagesstätte, eine ganz neue Aufgabe bekommen

hat. Vor allem Kindern die nötige Zeit zu geben, die sie brauchen, um etwas mitzuteilen, das bedeute ihr besonders viel. „Ich freue mich, dass die Kinder mich als Person so annehmen und mir so großes Vertrauen schenken.“ Eines der bisher größten Komplimente für Dagmar Cramer: Als ein Kind die Uhr zurückgedreht hat, weil es nicht wollte, dass die gemeinsame Zeit zu Ende geht. Immer wieder ist sie beeindruckt von den Ideen der Kinder. „Ich glaube, ich lerne manchmal mehr von den Kindern als sie von mir“, sagt sie und lächelt dabei.

Das Vertrauen der Eltern ist allerdings genauso wichtig wie das Vertrauen der Kinder. Denn ohne die Zusammenarbeit mit den Erwachsenen sinken die Chancen der Kinder, das Gelernte auch außerhalb der Kindertagesstätte umzusetzen. „Was nützt es beispielsweise, wenn ich dem Kind von einer Bücherei erzähle, aber die Eltern nicht mit ihm dort hingehen?“ Mit einer Tasse Kaffee stellt sich Dagmar Cramer immer mal vor die Eingangstür, wenn die Eltern kommen und ihre Kinder abholen. „So komme ich mit den Müttern und Vätern ins Gespräch, ganz ungezwungen“, erzählt sie. Es sei ein Geben und Nehmen und vor allem ein langer Prozess. Vertrauen aufbauen brauche eben Zeit. Man könne diese Prozesse nicht steuern oder kontrollieren. Man könne nur anstoßen und anregen. Immer wieder lässt sie sich deshalb neue Dinge einfallen, um Eltern und Kinder ins miteinander Reden zu bringen. „Ich habe neulich einfach mal einen Beutel mit Schokolade aus meinem Fenster heruntergelassen. Ein Kind hat die Schokolade dann verteilt. Durch diese ungewöhnliche Situation sind Leute ins Gespräch

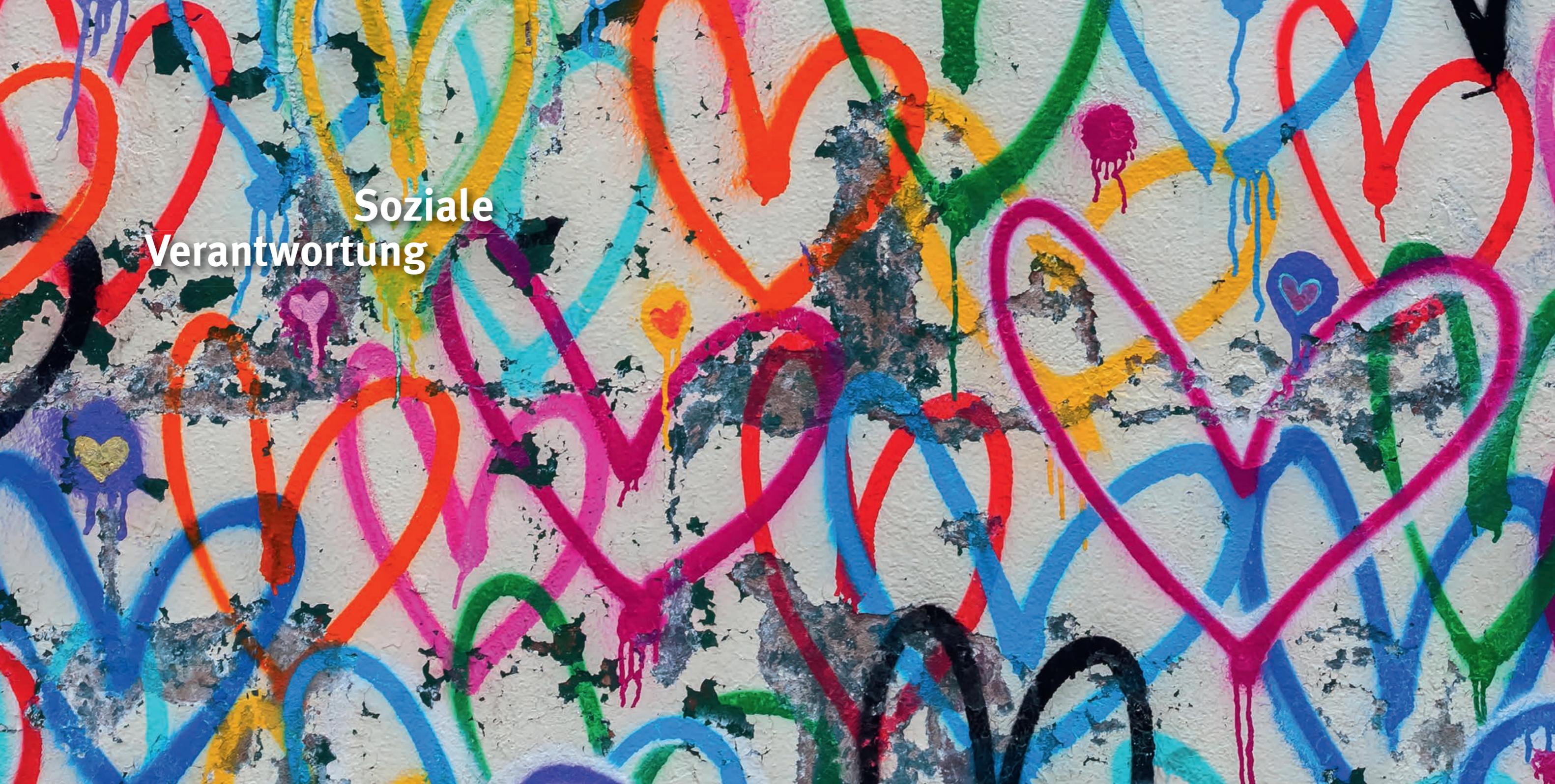


gekommen, die sonst nicht unbedingt miteinander sprechen.“ Für ihre verrückten Aktionen ist Dagmar Cramer bekannt und beliebt.

Für fünf Jahre ist das Projekt der „plus KITA“ erst einmal angedacht. Zeit, die Dagmar Cramer so intensiv wie möglich nutzen will, um Kinder und Eltern im wahrsten Sinne des Wortes zum Reden zu bringen und ganz viele Ideen umzusetzen. Und sie hofft, viele Kollegen von diesem Projekt begeistern zu können und so die Bildungschancen für noch mehr Kinder zu erhöhen. Und ihnen damit die Zeit und Aufmerksamkeit zu geben, die sie brauchen.

Mit den Mitteln der Kunst: Dagmar Cramer lässt Philipp* Zeit, seine Fantasie zu beflügeln. Darüber kommt sie mit dem Jungen ins Gespräch.

*Namen geändert

The image shows a close-up of a wall covered in vibrant, multi-colored graffiti. The graffiti consists of numerous overlapping heart shapes and abstract, flowing lines in shades of red, orange, yellow, green, blue, and pink. Some hearts are filled with smaller hearts or have decorative elements. The background is a light, textured surface, possibly plaster, with some areas of peeling paint and dark, irregular marks. The overall composition is dense and colorful.

Soziale
Verantwortung

Dürfen arme Menschen nicht teilhaben?

Not sehen und handeln ist die Maxime des Warenkorbs. Der soziale Einkaufsmarkt hilft Menschen in Hagen seit 2004. In einer reichen Gesellschaft ist aus der Idee, etwas gegen Lebensmittelverschwendung zu tun, längst eine nicht mehr wegzudenkende Unterstützung für von Armut betroffene Menschen geworden.

Der Warenkorb (die Hagener Tafel) in Hagen ist vielen Menschen ein Begriff. Leider. Leider deshalb, weil er nach seiner Gründung im Jahr 2004 nichts an seiner Bedeutung verloren hat und zeitgleich ein Symbol für Armut in einer reichen Gesellschaft ist.

Knapp 50 Ehrenamtliche und Mitarbeitende in Arbeitsmarktmaßnahmen verkaufen gegen einen Obolus an drei Tagen in Boele und Wehringhausen Lebensmittel. Lebensmittel, die von Supermärkten abgegeben werden, die diese nicht mehr in den Verkauf geben können. Was als Idee gegen Lebensmittelverschwendung entstand, ist heute in Hagen und vielen anderen Städten für Menschen, die von Armut betroffen sind, existenziell gewor-

den. Und immer wieder muss der Warenkorb um Spenden bitten, weil die Ware nicht ausreicht.

Die Mitarbeitenden geben ihr Bestes, damit ihre Kunden sich würdevoll behandelt fühlen – dafür wurden gestaffelte Einkaufszeiten geschaffen, um lange Warteschlangen zu vermeiden, dafür wurde der Laden so gestaltet, dass Kunden Lebensmittel aussuchen können und nicht eine Tüte voll mit Almosen erhalten.

Und weil wir mehr bieten wollen als reine Versorgung mit Lebensmitteln bieten wir Sozialberatung und andere Dienste an. Wir wollen aktiv Wege aus der Armut unterstützen und Teilhabe schaffen.

Bei allem Bemühen um Würde und Unterstützung bleibt allerdings das Gefühl ein System zu



unterstützen, das eigentlich verändert gehört. Wie kann es sein, dass in einem Land wie Deutschland Menschen auf die Tafel angewiesen sind? Wieso können Hartz-IV Regelsätze nicht so gestaltet sein, dass Menschen davon wirklich leben können und Institutionen an uns verweisen? Wieso kommen Familien, bei denen Eltern arbeiten, nur wegen der Kinder in die Situation aufstockende Leistungen beantragen zu müssen? Und wieso sehen Regelsätze viel zu wenig für soziale Teilhabe vor? Dürfen arme Menschen nicht teilhaben?

Der Caritasverband mit seinem Spitzenverband und der Bundesverband der Tafeln setzen sich für die Verbesserung der Rahmenbedingungen ein. Aus tiefer Überzeugung, dass die Gesell-

schaft bei Armut im eigenen Land nicht wegsehen darf, diese nicht individualisieren darf, geschweige denn Schuldzuweisungen vornehmen darf.

Man könnte sich fragen, ob es richtig ist, eine Tafel zu betreiben. Man könnte entscheiden das nicht zu tun. Wir haben uns anders entschieden: **„Not sehen und handeln“** – das heißt hier: zuerst aktuelle Not lindern – nicht wegsehen – gemeinsam nach Auswegen für den Einzelnen suchen. Dann aber auch anwaltschaftlich und politisch für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kämpfen.

Julia Schröder

Fachbereichsleitung Soziale Dienste

Eine wichtige Unterstützung für Menschen in Hagen: Der Warenkorb, die Hagener Tafel. Michaela Engelhardt koordiniert den sozialen Einkaufsmarkt.



Komm wählen, Mensch!, Gönn' dir deine Stimme!,
Gemeinsam für Europa #United
Multimediale Kampagnen zum Aufruf zur Wahlbeteiligung,
von der Kommunal- bis zur Europawahl



„Behinderung im Wandel der Zeit“
und „Euthanasie und Diskriminierung
von Menschen mit Behinderungen
in Hagen“

Wissenschaftliche Kunstausstellungen
in Kooperation mit der FH Dortmund
mit Blick auf den historischen und
aktuellen gesellschaftlichen Umgang
mit Menschen mit Behinderungen –
einschließlich besonderem Blick
auf den Horror zur Zeit der Naziherrschaft

PflegeWENDE – JETZT!
Aufruf, öffentlich Flagge zu zeigen –
für einen grundlegenden Wechsel der
Rahmenbedingungen, damit menschen-
würdige Pflege auch in Zukunft noch
möglich ist



youngcaritas
kreative, unkomplizierte und bunte Aktionen zur
Förderung von sozialpolitischem Engagement
von jungen Menschen



Scharfer Blick und klare Worte

Aus ihrem christlichen Auftrag heraus engagiert sich die verbandliche Caritas als Anwältin und Solidaritätsstifterin. Der Spagat ist kein leichter: Caritas muss christlich-ethisch handeln und sich dabei im Wettbewerb behaupten.

Die Caritas ist überzeugt: Nicht nur Politiker sind dafür zuständig, dass alle Menschen die gleichen Rechte haben, sondern wir alle. Das ist ein Grund dafür, dass es jedes Jahr bundesweite Kampagnen der Caritas gibt. Diese wollen auf die Menschen aufmerksam machen, die nicht im Blickpunkt stehen und Fürsprecher brauchen. Der Blick auf die Themen der vergangenen drei Jahre zeigt, dass die Motive so facettenreich sind wie die Gesellschaft: „Sei gut, Mensch“, hieß es 2020; ein Jahr zuvor „Sozial braucht digital“; 2018 „Jeder Mensch braucht ein Zuhause“.

Diese und viele weitere Aktionen machen deutlich: Die verbandliche Caritas versucht die Sozial- und Gesellschaftspolitik mit zu gestalten. Dabei tritt Caritas als Anwältin benachteiligter

Menschen auf und macht sich für gerechte Lebensbedingungen stark. Caritas kann ihre Kompetenz ausspielen; sie sieht und erkennt, wo Ausgrenzung entsteht und sich Ungleichheiten verfestigen; sie handelt, wenn Menschen an den Rand gedrängt werden.

Caritas hat eine starke Stimme, wenn auf Nöte aufmerksam gemacht und für solidarisches Handeln geworben wird. Caritas ist die Stimme derjenigen, die nicht laut genug sprechen können und daher oft überhört werden. Gleichzeitig sorgt Caritas für Teilhabe der Menschen, damit diese ihre Interessen einbringen können. Das Ziel ist, gesellschaftliche und politische Entwicklungen zu fördern, die Benachteiligung oder Ausgrenzung von Menschen verhindert.



„Stell mich an, nicht ab!“

Demonstration für mehr Chancengerechtigkeit für Langzeitarbeitslose – Caritas macht aufmerksam und liefert Ideen, wie eine spezielle Förderung aussehen kann, damit Menschen, die über eine längere Zeit arbeitslos sind, nicht den Anschluss ans Berufsleben verlieren.



EU-Projekt „Bildungs- und Beratungsangebot für EU-Zuwandererfamilien mit Kindern unter 7 Jahren (BiBer 2.0)“; politischer Diskurs mit Bundestagsabgeordnetem

Das Projekt fördert Integration und Teilhabe durch frühkindliche Bildungsangebote, um schwierige Startbedingungen früh auszugleichen, Zugang zu den Familien zu erlangen und soziale Ausgrenzung dieser zu minimieren. Der politische Diskurs hebt die Bedeutung auf die politische Bundesebene.

Interkulturelle Woche, Tag des Flüchtlings

Die Interkulturelle Woche findet bundesweit jedes Jahr in mehr als 500 Städten und Gemeinden statt, rund 5000 Veranstaltungen werden dort organisiert. Auch die Caritas in Hagen engagiert sich mit Kooperationspartnern mit vielfältigen Veranstaltungen und Aktionen für mehr Toleranz und Vielfalt in unserer Gesellschaft.



Missio Truck

Der Fluchttruck ist ein Informationszentrum, das in erster Linie mit visuellen und akustischen Medien das Ziel verfolgt, die Besucher in die Rolle eines fliehenden bzw. geflüchteten Menschen zu versetzen, um so Empathie und Verständnis zu ermöglichen.



„Gute OGS darf keine Glückssache sein!“

Kampagne der Freien Wohlfahrtspflege, um auf die prekäre Situation im Offenen Ganztage hinzuweisen, mit dem Ziel der Sicherung und des Ausbaus von Qualitätsstandards.



Kampagne „Den Durchblick behalten – weil Brillen Teilhabe ermöglichen!“

Forderung an die Bundesregierung, einkommensschwache Menschen bei der Finanzierung von Sehhilfen zu unterstützen.

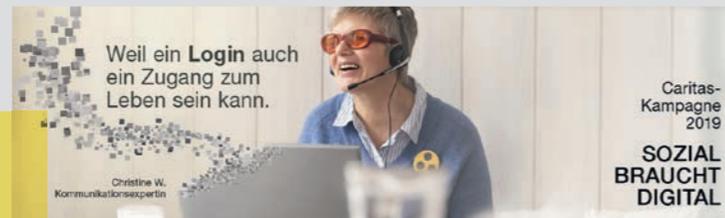
„Hetze geht uns auf den Keks“

Öffentliche Aktionen gegen Rechtspopulismus und zur Wahrung der Menschenrechte im Vorfeld der Europawahl.



„Sozial braucht digital“

Die Caritas-Kampagne 2019 ruft dazu auf, den digitalen Wandel mitzugestalten und fordert die Politik auf, den Fokus bei der Digitalisierung nicht nur auf Prozesse in Wirtschaft und Industrie zu richten: Sozial braucht digital!





„Selbstbestimmung ist für mich, dass ich mit meinem Freund in einer eigenen Wohnung lebe. Ich finde es gut, dass ich alleine mit dem Linienbus zur Arbeit fahre, trotz meines Rollis. Dann fühle ich mich nicht so behindert. Das habe ich schon in der fünften Klasse gesagt: Ich will alleine mit dem Bus fahren! Ich bin der Liebe wegen von Bonn nach Hagen gezogen. Wir haben uns im Krankenhaus kennengelernt. Ich gehe ins Fitnessstudio und mache therapeutisches Reiten.“

Linda Meschig, Jahrgang 1994, arbeitet seit Dezember 2018 in der Werkstatt, in einer Verpackungsgruppe, lebt mit Partner in einer eigenen Wohnung

„Dann fühle ich mich nicht so behindert“

Sieben Menschen mit Behinderungen antworten auf eine Frage: Was bedeuten Selbstbestimmung und Teilhabe für mich? Ihre Antworten machen klar, dass sie froh sind über ihre Teilnahme am gesellschaftlichen Leben.

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte für Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) ist ein Meilenstein für die gesamte Gesellschaft. Die Konvention konkretisiert die Menschenrechte für Menschen mit Behinderungen und stellt klar, dass diese ein uneingeschränktes und selbstverständliches Recht auf Teilhabe besitzen.

Das Leitbild der UN-BRK ist „Inklusion“. Nicht der Einzelne muss sich anpassen, die Gesellschaft öffnet sich, so dass Vielfalt das selbstverständliche Leitbild wird. Es geht um eine tolerante Gesellschaft, in der alle Menschen mit ihren jeweiligen Fähigkeiten und Voraussetzungen wertvoll sind.

Um auch in Deutschland die Lebenssituation

von Menschen mit Behinderung zu verbessern, wurde das Bundesteilhabegesetz geschrieben.

Dieses hat zum Ziel, die Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen durch mehr Teilhabe und mehr Selbstbestimmung zu verbessern. Dafür soll jeder Mensch mit Behinderungen die Unterstützung bekommen, die er braucht. Zudem sollen Menschen mit Behinderungen selbst entscheiden, wie sie wohnen möchten oder wo sie arbeiten.

Vielleicht heißt es in der Zukunft dann nicht mehr Werkstatt für Menschen mit Behinderungen, sondern Werkstatt für Menschen. Für Menschen mit oder ohne Behinderung.



Michael Kegelmann, Jahrgang 1970, arbeitet seit März 1997 in der Werkstatt, Gruppe Demag II, lebt im Wohnhaus St. Barbara

„Selbstbestimmung finde ich gut, weil man selber überlegen kann, was man macht und keiner was vorschreibt. Teilhabe bedeutet für mich, dass ich am Leben teilnehmen kann. Ich gehe zu Phoenix, bin in der AG Partizipation und hab an einer Veranstaltung der Uni Dortmund teilgenommen zum Thema „Behinderung und Corona“.

Daniel Müller, Jahrgang 1988, arbeitet seit September 2008 in der Werkstatt, Creativgruppe, lebt mit Assistenz in einer eigenen Wohnung



„Selbstbestimmung ist für mich, dass ich in einer eigenen Wohnung lebe. Da kann ich tun und lassen, was ich will. Ich habe dabei Hilfe und Abstimmung mit meinem Papa und meinem Betreuer. Wir können dann gemeinsam entscheiden, was ich mache. Ich freue mich über die Ruhe, die ich in meiner Wohnung habe. Gut ist, dass sie stadtnah ist.“



Sven Milan, Jahrgang 1984, arbeitet seit Dezember 2005 in der Werkstatt, Verpackungsgruppe, lebt im Wohnhaus St. Johannes

„Selbstbestimmung finde ich gut, weil ich mehr Freiheit habe. So habe ich auch Kontakt zu anderen Menschen. Ich bin gerne im Fitnessstudio und gehe Schwimmen. Ich habe auch Gitarrenunterricht. Ich fahre auch alleine mit Bus und Bahn.“

„Selbstbestimmung finde ich gut, weil ich mehrere Ausflüge machen kann mit Bus und Bahn. Ich bin schon bis nach Venlo gefahren mit dem Zug. Oder nach Dortmund in den Fanshop. Ich gehe auch einkaufen. Einmal möchte ich auch ins Stadion. Da war ich noch nie. Teilhabe ich für mich Selbstgestaltung.“

Stefanie Wilhelmus, Jahrgang 1990, arbeitet seit Juni 2013 in der Werkstatt, Gruppe Hauswirtschaft, lebt in einer eigenen Wohnung



„Selbstbestimmung ist für mich, dass ich Sachen selber entscheiden kann. Ob es einem gut geht oder schlecht geht, dafür ist man selber verantwortlich. Ich mache gerne Sport und tanze sehr gerne. Ich lebe in meiner eigenen Wohnung.“



Guido Gronenberg, Jahrgang 1980, arbeitet seit Mai 2005 in der Werkstatt, Gruppe Wipermann, lebt in einem eigenen Bereich im Haus der Mutter; im Haus wohnen auch Bruder und Schwägerin



Robin Grüll, Jahrgang 1994, arbeitet seit Dezember 2015 in der Werkstatt, in einer Verpackungsgruppe, lebt im Haushalt mit Mutter und Stiefvater

Dem Caritasverband weit voraus

100 Jahre: Die hat Maria Flade schon lange erreicht. Die Seniorin ist bereits 107 Jahre alt. Geburtsjahr 1913, 1945 geflohen aus Breslau, schon lange in Hagen daheim. Auch bei der Caritas: Mit knapp 100 Jahren zog sie ins Haus St. Martin.

11 Uhr vormittags ist nicht ihre Zeit. Maria Flade schläft gern lange. Im Jubiläumsjahr des Caritasverbandes wird sie 108 – da hat sie es mehr als verdient, lange zu schlafen. Seit 2013 lebt die Hagenerin im Haus St. Martin und gehört zu den ältesten Bewohnern. Für einen kurzen Moment ist Maria Flade an diesem Vormittag wach, sie grinst. Doch dann nickt sie wieder weg. Ihre Töchter kommen jeden Tag zu Besuch und wechseln sich ab. Tochter Hannelore sitzt gerade am Bett ihrer Mutter. „Mal ist sie hellwach und bekommt alles mit, ein anderes Mal ist sie wieder wie in einer anderen Zeit. Dann spricht sie plötzlich wieder von ihren Eltern damals.“ Hannelore Hohendorf ist eine von insgesamt vier Töchtern. Die Älteste, Rosemarie, ist bereits verstorben, dann sind da noch Edeltraud und Dorlies. Maria Flade ist am 27. Oktober 1913 geboren. 1945 flüchtet sie

aus Breslau und findet schließlich in Hagen ihre Heimat. Bis zu einem Sturz vor sieben Jahren, bei dem sie sich ihr Schlüsselbein brach, hat sie alleine in einer Wohnung mit Garten gelebt. „Doch nach dem Sturz ging es einfach alleine nicht mehr, dann ist sie hierher gezogen.“ Das war kurz vor ihrem 100. Geburtstag.

Die 107-jährige Hagenerin ist gelernte Fleischfachverkäuferin. Doch lange arbeitet sie nicht in ihrem Beruf: „Unser Vater hat sie verwöhnt, sie musste nicht arbeiten. Sie war aber auch sehr gerne zuhause und hat sich dort um uns vier Kinder und das Haus gekümmert.“ Mit ihrem Mann war sie mehr als 60 Jahre lang verheiratet bis er mit 80 Jahren verstorben ist. „Die beiden sind immer gerne wandern gegangen, sie liebten die Berge.“ Maria Flade ist ein Familiensch. Mittlerweile hat sie sechs Enkel, sieben



Urenkel, und ein Ur-Ur-Enkel ist gerade unterwegs. „Krisen haben wir immer alle gemeinsam gemeistert, der Zusammenhalt ist meiner Mutter immer besonders wichtig.“ Hannelore Hohendorf beschreibt ihre Mutter als einen sehr fröhlichen, immer gut gelaunten Menschen. „Als Mama war sie streng, aber trotzdem gut und immer liebevoll zu uns. Eine gute Mischung.“ Dass sie mal so alt werde, könne sie selber gar nicht glauben, erzählt

ihre Tochter Hannelore. „Vor ein paar Jahren hat sie immer noch über Jopie Heesters gestaunt, dass der so alt wird. Und jetzt kann sie es selber kaum fassen.“ Ihr Geheimnis liege wohl darin, dass sie einfach gerne lebt, sagt Hannelore Hohendorf. „Sie hat zwar auch nie Alkohol getrunken oder geraucht, aber ich glaube ihr Lebenswille ist einfach sehr stark. Sie sagt auch immer, dass sie noch lange weiterleben will.“

Maria Flade fühlt sich wohl im Haus St. Martin.



Dankbar, dass ihr kranker Mann und sie durch den Ambulanten Hospizdienst des Caritasverbandes begleitet wurden: Eva Windgassen aus Hagen.

„Palliativ bedeutet noch nicht das Ende“

Hans „Mausi“ Windgassen stirbt im Juni 2019. In dieser fordernden Zeit fühlt sich seine Frau Eva wohl begleitet durch den Ambulanten Caritas-Hospizdienst, Palliativpflege und Stationäres Hospiz. Erinnerungen an einen schmerzhaften Abschied.

Eva Windgassen, Jahrgang 1953, muss am 20. Juni 2019 Abschied von ihrem Mann Hans nehmen. Hans, den sie immer nur Mausi nannte. Zehn Monate wusste das Paar aus Hagen, dass diese endgültige Trennung eher kommen würde, als sie es sich erhofft hatten. Hans Windgassen hatte ein Glioblastom, einen Gehirntumor, diagnostiziert am 23. August 2018. Eva Windgassen und ihr Mann waren 37 Jahre glücklich verheiratet, die Tochter lebt bei Straßburg mit Mann und drei Kindern. Klar und reflektiert erinnert sich Eva Windgassen an jede Sekunde dieser schmerzhaften Zeit. Allein waren sie dabei nicht: Das Ehepaar wurde begleitet durch den Ambulanten Caritas-Hospizdienst, Palliativpflege und das Stationäre Hospiz in der Rheinstraße.

„Es war ein Geschenk, dass wir im Stationären Hospiz sein durften, Mausi ist dort nach siebenein-

halb Wochen an Fronleichnam 2019 gestorben. Über das Sterben hat er eigentlich nie gesprochen. Mausi hat das mit sich alleine ausgemacht, wollte uns schützen.

Der ehrenamtliche Hospizbegleiter, Wolfgang, kam einmal in der Woche, in der Zeit, als Mausi noch zuhause war. Dann hatte ich Zeit für mich. Da war mein Mann noch gut auf den Beinen, so dass sie regelmäßig spazieren waren. Mausi mit seinen Wanderstöcken, Wolfgang an seiner Seite. Die beiden hatten von Anfang an eine gute Basis, haben sich ganz viel ausgetauscht. Zum Beispiel über Fotografie, Mausi war leidenschaftlicher Fotograf.

Am 29. Dezember 2018 besuchte uns das erste Mal die Palliativ-Ärztin. Was sie sagte, war so beruhigend: ‚Ich bin jetzt für Sie da!‘ Und das war sie auch. Ich hatte auch ein Notfall-Paket, das kam

etwa zum Einsatz, als Mausi seinen ersten Krampfanfall hatte. Dadurch, dass man jederzeit das Palliativ-Team anrufen kann, bekommt man so viel Sicherheit in dieser schwierigen Situation. Rund um Ostern 2019 verschlechterte sich der Zustand meines Mannes, die Ärztin fragte, ob wir uns das Stationäre Hospiz anschauen wollten. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, Mausi sagte hinterher: ‚Hier könnte ich mir vorstellen zu wohnen.‘ Über diese Reaktion war ich sehr froh, obwohl ich dachte, dass es länger dauern würde, bis er dorthin kommt. Als die Pflege zuhause nicht mehr zu gewährleisten war, zog er ins Hospiz. Mausi hat es dort als betreutes Wohnen empfunden, er

hat nicht realisiert, dass dies seine letzte Station sein würde. Tatsächlich ging es dann bergauf, da schöpft man wieder etwas Hoffnung. Ich dachte, es bleibt uns noch mehr Zeit. Er hat so gekämpft und konnte nicht loslassen. Kurz bevor er starb, sagte die Pflegerin: ‚Er macht sich auf den Weg.‘ ... Mausi ist am 20. Juni 2019 gestorben.

Danach funktioniert man nur noch, um durch die Zeit zu kommen. Heute kann ich nur eines immer wieder sagen: Danke, dass wir die Zeit im und mit dem Hospiz erleben durften. Es gibt so viel Sicherheit, wenn man weiß, dass man begleitet wird. Auch das haben wir erfahren: Palliativ bedeutet noch nicht das Ende.“

„Es gibt da ein Mädchen, das meine Welt zu einem wunderbaren Ort macht. Ich nenne es meine Tochter.“

Die Tochter von Meike und Marc Rode hat das Leigh-Syndrom. Die Mutter berichtet über den Alltag mit ihrem schwerbehinderten Kind, über Ängste, Unterstützung – und Hilfen durch Hospizdienste.

Neele liegt auf dem Sofa, es ist ihr Lieblingsplatz. Wie in einem Nest ruht sie, die Beine leicht angewinkelt, die Augen geschlossen, der Atem kommt regelmäßig, ein bisschen schnaufend. Eine Sonde führt in die Nase. Neele braucht sie zum Leben. Das zierliche Mädchen, im Mai 2009 geboren, ist

darauf angewiesen. Wie auf alles andere auch. Neele kann nicht sitzen, stehen, gehen, sehen oder sprechen. Neele hat das Leigh-Syndrom. Ihre Mutter Meike Rode (Jahrgang 1979) erzählt ihre Geschichte. Berichtet vom durchorganisierten Alltag ihrer Familie. Ein wichtiger Punkt: Die Unter-



Familie Rode: Meike und Marc mit Tochter Neele.

stützung, die sie und ihr Mann Marc (*1977) durch Hospize bekommen. „Ich hatte eine ganz normale Schwangerschaft und eine normale Geburt. Wir dachten, wir haben ein gesundes Kind. Bis zum Alter von sechs Monaten entwickelte sich Neele weitestgehend normal. Dann hatte sie nachts ihren ersten Krampfanfall. Mein Mann und ich hatten bis dato noch nie einen Menschen krampfen sehen. Geistesgegenwärtig nahm mein Mann das Geschehen mit dem Handy auf und so konnten wir am nächsten Tag dem Kinderarzt ein Video davon zeigen, aber er meinte nur, das sei normal für ein Kind in Neeles Alter und hat uns, mit einem starken Beruhigungsmittel, falls Neele nochmal krampfen sollte, nach Hause geschickt. In der Folgenacht kam der nächste Krampf und wir fuhren wieder zum Kinderarzt. Zum Glück hatte unsere Kinderarzt Urlaub und die Urlaubsvertretung schickte uns direkt ins Krankenhaus, um der Sache auf den Grund zu gehen.“



„Neele ist eine ganz wunderbare und einzigartige Tochter!“

Wir sind dann nach Herdecke ins Krankenhaus gegangen, es wurden viele Tests gemacht, für eine Muskelbiopsie wurden wir in eine Spezialklinik nach Holland (Nijmegen) gebracht.

Nur durch die Muskelbiopsie konnte die vorab durch das Krankenhaus gestellte Diagnose Leigh-Syndrom, bestätigt werden. Diese Diagnose hatten wir noch nie zuvor gehört. Es ist eine Stoff-

wechselkrankheit. Das Leigh-Syndrom, auch als Morbus Leigh oder als subakute nekrotisierende Enzephalomyelopathie bezeichnet, ist eine Erbkrankheit, die zur Gruppe der so genannten Mitochondriopathien gehört. Beim Leigh-Syndrom liegt eine Störung des mitochondrialen Energiestoffwechsels vor.

Die Prognose ist schlecht. Die Lebenserwartung beträgt nur wenige Jahre. Eine Therapie gibt es nicht. Vereinfacht gesagt ist es so: Gesunde Menschen gewinnen u.a. aus Nahrung die Energie, die sie zum Leben und zur Versorgung aller wichtigen Organe benötigen. Das kann Neele nicht, lediglich acht Prozent der Zellen schaffen es, Nahrung in Energie umzuwandeln. Das reicht natürlich bei weitem nicht aus, um alle Organe und Funktionen zu versorgen, allein das Gehirn braucht sehr viel Energie.

Durch die stetige Unterversorgung an Energie, konnte Neele sich nicht weiterentwickeln und es entwickelte sich zusätzlich zu der Stoffwechselerkrankung noch eine therapieresistente Epilepsie. Sie ist mit ihren 11 Jahren auf dem Stand eines Säuglings. Als Neele ein Jahr alt war, fiel sie in einen Status Epilepticus (ein außergewöhnlich lange andauernder Anfall). Keine Medikamente oder Gegenmaßnahmen zeigten Wirkung.

Die Ärzte konnten uns nicht mehr helfen. Wir sollten uns verabschieden. Man wollte uns aus dem Krankenhaus entlassen, damit sich Neele in Ruhe und Frieden auf die Reise machen konnte.

Wir konnten uns nicht vorstellen, dass Neele alleine mit uns, bei uns zuhause sterben sollte, also sind wir ins Kinderhospiz Balthasar nach Olpe gefahren. Zum Sterben, wie wir dachten. Wir haben ihre Sachen gepackt, haben uns auf den Weg

gemacht – und haben gedacht, dass sie die erste Nacht nicht überleben würde. Bis zu diesem Zeitpunkt sind wir noch nicht in einem Kinderhospiz gewesen. Wir waren voller Angst und Sorge und Schmerz. Im Nachhinein kann ich mir keinen besseren Ort vorstellen, an den wir in dieser Situation hätten gehen können. In Summe waren wir dort 9 Wochen. Es gibt dort wunderbare Kinderkrankenschwestern und Sozialpädagogen, andere Eltern mit Kindern mit einer lebenslimitierenden Krankheit. Man wird dort aufgefangen und verstanden. Die Kinder entscheiden selber, wann sie gehen, hat jemand gesagt. Das stimmt.

Nach 9 Wochen im Kinderhospiz Balthasar in Olpe haben wir noch einmal den Schritt nach Hause gewagt. Wir waren so dankbar für einen Neustart. Es sollte also doch noch eine gemeinsame Zeit mit unserer Tochter geben.

Wir haben dann unser Leben zuhause völlig neu organisiert. Neele benötigt eine 24-Stunden-Betreuung. Jeden Tag von 7 bis 15 Uhr kommt ein Kinder-Pflegedienst, dazu noch drei Nächte. Die anderen Nächte schläft Neele bei mir. Neele muss sondiert werden, sie bekommt Nahrung, Flüssigkeit, Medikamente über die Sonde, muss die Windeln gewechselt bekommen. Sie liebt es, bei jemandem auf dem Schoß zu sitzen und zu kuscheln. Eine Geschichte vorlesen und Spaziergänge im Reha-Buggy genießt sie in vollen Zügen.

Einer von uns beiden ist immer zuhause und kümmert sich um Neele. Zum Ausgleich haben wir beide unsere Hobbys. Ich gehe zum Pferd und mein Mann trainiert eine Handballmannschaft. Für uns sind diese Auszeiten wichtig, um neue Energie zu tanken.

Die ambulanten Hospizdienste der Caritas begleiten schwer kranke Menschen in ihrer letzten Lebensphase und deren Angehörige und Freunde beim Abschied sowie über viele Jahre hinweg Kinder und Jugendliche mit lebensverkürzenden Krankheiten und deren Familien.

Die Leistungsschwerpunkte sind:

- Begleitungen im ambulanten Hospizdienst für Erwachsene
- Begleitungen im Kinder- und Jugendhospizdienst Sternentreppe
- Reittherapie für Kinder, bei denen ein Elternteil lebensverkürzend erkrankt ist
- Kindertrauergruppe
- Jugendtrauergruppe
- Qualifikationskurse für ehrenamtliche Begleiter

Wir haben Unterstützung. Das ist der tolle Pflegedienst, unsere Familie und der Ambulante Kinderhospizdienst des Caritasverbandes, die Sternentreppe. Die junge Frau, die regelmäßig zu Neele kommt und sie betreut, ist ein Goldschatz. Sie ist Kinderkrankenschwester, wenn sie da ist, können wir beruhigt einmal zu zweit etwas unternehmen. Das sind die einzigen Momente, in denen wir mal zusammen, als Paar, das Haus verlassen. Es ist wirklich toll, dass es Menschen gibt, die anderen ihre Zeit schenken.

Neele ist eine ganz wunderbare und einzigartige Tochter! Es ist alles ganz anders gekommen, wie erwartet und erhofft. Wir mussten uns von vielen Wünschen und Träumen, die wir für uns und unsere Tochter hatten, verabschieden, aber man wächst an seinen Aufgaben... und verändert die Sicht auf viele Dinge. Ich habe besonders in den letzten 10 Jahren Dankbarkeit und Demut gelernt. Habe gelernt zu kämpfen, abgrundtief zu lieben, unveränderbare Dinge anzunehmen und glücklich zu sein, wenn es ein guter Tag war...“.

Engagiert
und
qualifiziert





Kinderprojekt Kinderrechte: Die klare Aussage und der entschlossene Blick der kleinen Projektteilnehmerin lassen keine Frage offen.

Mitsprache bedeutet Teilhabe

Im Leitbild formuliert der Caritasverband den Anspruch, Anwalt für benachteiligte Menschen zu sein. Aber der Caritasverband will diese Menschen nicht nur vertreten, er will sie insbesondere befähigen, selbst für sich einzutreten, selbst Anwalt zu sein für die eigenen Interessen und Bedürfnisse. Denn das bedeutet Teilhabe.

Der Caritasverband begleitet Menschen auf ihrem Weg zu mehr Chancengerechtigkeit und einem selbstbestimmten Leben. Ein wesentlicher Aspekt von Selbstbestimmung ist, durch Mitsprache selbst für die eigenen Bedürfnisse einzutreten. In ihren Grundzügen ist Mitsprache in den Einrichtungen und Diensten gesetzlich festgeschrieben. Die Menschen, die unterstützt und begleitet werden, in Caritas-Einrichtungen leben, arbeiten oder betreut werden, wirken an der Gestaltung der Rahmenbedingungen mit. Über Interessenvertretungen sind die beteiligten Personen selbst sowie auch ihre Angehörigen in Prozesse und Entscheidungen einbezogen. Auch die caritative Dienstgemeinschaft beruht auf paritätischen Grundsätzen. Dienstgeber und Mitarbeitervertretung arbeiten in allen wesentlichen Personalan-

gelegenheiten eng miteinander zusammen. Doch auch über die rechtlichen Mitspracheregeln hinaus unterstützt der Caritasverband Menschen dabei, ihr Stimme zu erheben und für sich selbst zu sprechen. „Nicht ohne uns – über uns“ lautet das Leitmotiv der AG Partizipation, von Menschen mit und ohne Behinderungen gemeinschaftlich gegründet, um für mehr politisches Gehör für Menschen mit Behinderungen in Hagen einzutreten. Vielfältige Projekte, beginnend mit Kindersprechstunden und Kinderparlament bis hin zum politischen Stammtisch, wollen von klein auf dazu befähigen, informiert und selbstbewusst für sich selbst einzutreten.

Jeder hat dabei das Recht, selbst über die eigene Mitsprache zu entscheiden. Und dann auch gehört zu werden.

Werkstattrat

Die Interessenvertretung der Beschäftigten wirkt bei allen wichtigen Angelegenheiten der Werkstatt mit und wacht darüber, dass der Träger die Regelungen zum Schutze der Beschäftigten mit Behinderungen einhält und dem Auftrag zu Bildung, Weiterentwicklung und Förderung der Beschäftigten gerecht wird.

Frauenbeauftragte der Werkstatt

Die Frauenbeauftragte vertritt die Interessen der in der Werkstatt beschäftigten Frauen mit Behinderungen gegenüber der Werkstatteleitung und unterstützt die Frauen, ihre Rechte selbst wahrzunehmen.

Schwerbehindertenvertretung

Interessenvertretung der schwerbehinderten und gleichgestellten Beschäftigten, um ihre Teilhabe im Berufsleben zu fördern.

AG Partizipation

Zusammenschluss von Menschen mit Behinderungen, kommunalen Vertretern aus Politik und Verwaltung und Vertretern der Verbände, mit dem Ziel, Mitsprache und Teilhabe von und mit Menschen mit Behinderungen in Hagen zu verwirklichen.

Beirat in besonderen Wohnformen

Der Beirat vertritt die Interessen aller Bewohnerinnen und Bewohner, gestaltet das alltägliche Leben in der Wohnform mit und hat Mitspracherecht bei allen wichtigen Angelegenheiten des Hauses.

Beirat in Pflegeheimen

Über dieses Bindeglied wirken Bewohner bei der Gestaltung des täglichen Lebens in der Einrichtung mit, von der Verpflegungsplanung bis hin zu Angeboten der Freizeitgestaltung.

Mitarbeitervertretung (MAV)

In vertrauensvoller Zusammenarbeit informieren sich MAV und Dienstgeber gegenseitig über alle Angelegenheiten der Dienstgemeinschaft; die MAV wirkt bei der Gestaltung der personellen und organisatorischen Angelegenheiten mit.

Elternbeirat in den Kindertageseinrichtungen

Einbezug der Elternschaft in konzeptionelle und organisatorische Angelegenheiten.

Politischer Stammtisch

Offener Treff von Menschen mit und ohne Behinderungen, um allgemeine politische Fragen, insbesondere aber auch Themen wie Barrierefreiheit in Hagen oder öffentlicher Nahverkehr zu diskutieren und Veränderung in der Kommune zu bewirken.

Beteiligung von Kindern in Kita und OGS

Im Rahmen von Kinderparlamenten, Kindersprechstunden und vergleichbaren Angeboten werden Kinder in Kitas und Offenen Ganztagschulen mit in Entscheidungen eingebunden und haben hier Möglichkeiten der Partizipation und Beschwerde.



Mit Selbstbewusstsein durchs Leben: Lilli und Lasse sind die Helden eines Ausmal-Buches, das in einer Kindertagesstätte des Caritasverbandes Hagen entwickelt wurde.

Von Lilli und Lasse und den Kinderrechten

Die Rechte von Kindern verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. In den Familienzentren des Caritasverbandes Hagen werden Kinder dafür sensibilisiert, unter anderem mit einem Buch, das in einer Kindertagesstätte des Verbandes entwickelt wurde. Es heißt: Kinderrechte zum Ausmalen mit Lilli und Lasse“.

Diese beiden sind wirklich auf Zack! Die Freunde Lilli und Lasse machen sich Gedanken über Kinderrechte. Und reden darüber. Und zwar in einem kleinen Büchlein, das der Caritasverband Hagen herausgibt. „Kinderrechte zum Ausmalen mit Lilli und Lasse“ vereint Vorlesegeschichte mit Basteln und Malen – und ganz nebenbei erfahren kleine und große Leser Interessantes zu Kinderrechten.

„Die Idee zur Entwicklung einer kindergartengerechten Aufarbeitung des Themas „Kinderrechte“ ist schon vor einigen Jahren entstanden. Lange haben wir nach einer Idee zur Umsetzung gesucht“, erzählt Erzieherin Dagmar Cramer, die mit ihren Kolleginnen im Jahr 2018 das Projekt organisiert hat. Der Inhalt, das heißt die Geschichte

sowie die Bilder, entwickelte sich zum Teil gemeinsam mit den Kindern. Um diese Themen geht es: Alle Menschen haben Rechte! Wir sind verschieden und doch gleich! Wie gehe ich mit Geheimnissen um? Auch das Recht auf Gewaltfreiheit stand auf dem Bearbeitungsplan oder das Recht auf „Nein“ bei sexuellen Übergriffen.

Zusammengefasst sind die Ergebnisse im Büchlein von Lilli und Lasse. Der Text ist aus der Feder von Dagmar Cramer, die auch die Grundformen der Bilder zeichnete. Im Buch kann gemalt, gelesen, geklebt werden. Gedacht ist, dass ein Erwachsener, der das Vertrauen des Kindes hat, gemeinsam mit ihm die Kapitel durchgeht. Das Buch gibt es nach wie vor beim Caritasverband Hagen.



Naemi Caruso und Alpay Öncü absolvieren ihr Freiwilliges Soziales Jahr beim Caritasverband Hagen.

Freiwillig in Hagen

Sie arbeiten in Einrichtungen für behinderte Menschen, kümmern sich um Kinder in der Offenen Ganztagsbetreuung, sind im Dienst in Senioren-Pflegeheimen: Freiwillig engagierte, zumeist junge Menschen, die ein Freiwilliges Soziales Jahr oder einen Bundesfreiwilligendienst ableisten. Warum dieser Bereich für den Caritasverband Hagen so wichtig ist.

Die Dienste

Beim Caritasverband Hagen kann ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) oder ein Bundesfreiwilligendienst (BFD) absolviert werden. Die Unterschiede sind gering: u.a. kann das BFD vom Alter unabhängig geleistet werden, auch wenn man älter als 27 Jahre alt ist. Das FSJ richtet sich an junge Menschen bis 27 Jahre, zumeist nach dem Schulabschluss. Im Monat erhält jeder Freiwillige 400 Euro Taschengeld, die Sozialversicherungen werden übernommen. Die Freiwilligendienst-

te können von 6 bis 18 Monate dauern und auch in Teilzeit geleistet werden.

Die Anlaufstelle

Das Büro von Elmar Kotthoff und die E-Mail-Adresse jugendsozialarbeit@caritas-hagen.de sind die ersten Anlaufstellen für Bewerbungen aller Art. Ob Interesse an einem FSJ besteht, die Absicht erwogen wird, sich für ein BFD zu verpflichten oder ein Praktikumsplatz gesucht wird: Hier, beim Leiter der Beruflichen Eingliederung, laufen

die Fäden zusammen. Hier werden die Einsatzplätze, die der Caritasverband Hagen Freiwilligen anbietet, verwaltet und koordiniert. Von hier aus folgt die Vermittlung in die Einsatzstelle und es gibt eine regelmäßige pädagogische Begleitung für die Freiwilligen.

Der Weg

Wer sich für eine bestimmte Zeit freiwillig dem Caritasverband Hagen anschließt und seinen Dienst ableisten will, informiert sich zumeist auf einer vom Caritasverband angebotenen Informationsveranstaltung zum Thema Freiwilligendienste. Diese finden regelmäßig statt, die Termine werden auf der Internetseite veröffentlicht. Eine aussagekräftige Bewerbung mit Lebenslauf, Lichtbild und Motivationsschreiben ist ebenso obligatorisch wie ein Vorstellungsgespräch. Jeder Bewerber kann – bei einem positiven Bescheid – dann Bereiche des Verbandes kennenlernen. „Teilnehmer und Einrichtung müssen zueinander passen“, sagt Elmar Kotthoff. „Schließlich sollen die Bewerber eine Zeit lang dort arbeiten, da muss das Miteinander gut sein.“ Und es muss tatsächlich freiwillig sein. „Andernfalls fehlt die Motivation für einen engagierten Einsatz“, hat Kotthoff beobachtet.

Die Freiwilligen

70 Prozent der Bewerber haben Abitur, die Berufsberatung vermittelt Interessenten – an Bewerbern herrscht seit Jahren kein Mangel, wie Elmar Kotthoff feststellt. Der Caritasverband hat 20 Plätze für FSJler, 20 Plätze für BFDler – in allen Einrichtungen bis auf die Verwaltung. Möglich sind u.a. Stellen in

der Schulbegleitung, Betreuung der Offenen Ganztagschule, in der Jugendberufshilfe, in Behinderten-Wohnheimen, in der Werkstatt für behinderte Menschen, in Pflegeeinrichtungen der Altenhilfe.

Die Motivation

Es ist eine Frage, die viele Schulabgänger umtreibt: „Wohin mit mir nach der Schule?“ FSJler des Caritasverbandes haben Antworten gefunden. „Jetzt weiß ich, daß ich ein Lehramtsstudium beginnen möchte.“ „Ich habe viele Erfahrungen gesammelt und den sozialen Bereich gut kennen gelernt.“ „Das ist schon anders als Schule, ich bin viel selbstbewusster geworden!“

Die Perspektive

Geschichten wie diese gibt es einige: Am Anfang steht ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Wohnhaus für Menschen mit Behinderungen. Daraus entwickelt sich die Idee, Heilpädagogik zu studieren. Es folgt ein Studium, weitere Praktika, dann eine Festanstellung beim Caritasverband, später die Beförderung zur Einrichtungsleitung. „Wer es schafft, sich dieser gar nicht einfachen Aufgabe der Fürsorge für Menschen, denen es nicht so gut geht, zu stellen, wird in jedem Fall selbstbewusster für sein weiteres Leben“, beobachtet Elmar Kotthoff. Der Mut, sich mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu befassen, erfordere eine besondere Verantwortung bei den jungen Menschen, findet Kotthoff. Und wer sich dem stelle, der schöpfe sehr viel Positives aus dieser Zeit. So sind die Freiwilligendienste ein Gewinn für beide Seiten: Der junge Mensch lernt sich und das Leben

kennen, der Caritasverband zeigt seine Attraktivität und macht auf die große Bedeutung sozialer Berufe aufmerksam. So sind die Dienste zu einem wichtigen Instrument der Mitarbeitengewinnung geworden.

Das Netzwerk

Der Caritasverband Hagen ist seit vielen Jahren im Bereich der Freiwilligendienste aktiv. Elmar Kotthoff arbeitet seit 1990 beim Verband, begleitete nach dem Auslaufen des Zivildienstes, die neue Aufgabe, den Bundesfreiwilligendienst (ab 2011) mit aufzubauen. Das Freiwillige Soziale Jahre gibt es bereits seit den 1960er Jahren. Beim Caritasverband Hagen gibt es das Angebot schon seit 1980 u.a. als eine der ersten Aufgaben von Frau Rupa, Vorstandsvorsitzende.

In den letzten Jahren wurde das großes Netzwerk weiter ausgebaut. Die Caritas engagiert sich in überverbandlichen Steuerungsgruppen, legt gemeinsam mit anderen die hohen Qualitätsstandards fest, hat ein mit anderen Anbietern abgestimmtes Bewerbungsverfahren ausgearbeitet. Er entwickelt und führt die obligatorischen Seminare durch, an denen die Freiwilligen an 25 Tagen teilnehmen müssen.

Der Ausblick

Für beide Seiten, die Freiwilligen und den Caritasverband bedeuten die Freiwilligendienste einen großen Gewinn. Die Freiwilligen lernen einen wichtigen Arbeitgeber mit vielfältigen interessanten sozialen Aufgaben kennen und der Caritasverband profitiert vom Nachwuchs durch immer neue Ideen für die Zukunft.



Beste Werbeträgerin für Freiwilligendienste: Angelina Janßen.

Von der FSJ-lerin zur Einrichtungsleitung

Sie ist die beste Werbeträgerin für Freiwilligendienste, die denkbar ist: Als Angelina Janßen 2008 zum ersten Arbeitstag ihres Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ) in der St.-Laurentius-Werkstätte erschien, da war ihr nicht vorgezeichnet, die Einrichtungsleitung des Wohnhauses St. Barbara zu übernehmen. Da ahnte sie nicht, dass sie dem Caritasverband durchgehend beruflich die Treue halten würde.

„Ich wusste nach dem Fachabitur nicht recht, was ich machen wollte“, erinnert sie sich gut an die damaligen Beweggründe, ein FSJ zu absolvieren. Der Wunsch nach Orientierung inspiriert viele Absolventen, nach dem Abitur in einen Freiwilligendienst einzumünden.

Im Anschluss an ihr FSJ absolvierte sie die Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin, studierte dann Soziale Arbeit an der Fachhochschule Dortmund. Immer hat sie beim Caritasverband gearbeitet, neben der Werkstatt im Don-Bosco-Haus, seit August 2018, exakt zehn Jahre nach ihrem Start als FSJ-lerin, leitet sie das Wohnhaus St. Barbara. Eine caritas-interne Fortbildung, „In Führung gehen“, hat sie zudem durchlaufen.

Heute ist das FSJ für die Sozialarbeiterin eine Episode in ihrem beruflichen Werdegang. Keine ganz unwichtige, hat das Freiwillige Jahr sie doch auf den Weg gebracht, den sie heute mit Überzeugung geht. Von daher ist ihr klarer Rat: „Ein FSJ oder BFD lohnt sich immer.“



Vor der Sozialstation am Boeler Kirchplatz: Altenpflegerin Ines Müller liebt ihren Beruf von ganzem Herzen.

Immer ein Spagat zwischen Nähe und Distanz

Das Menschliche darf nicht zu kurz kommen: Warum Ines Müller ihren Beruf als Altenpflegerin auch nach vielen Jahren immer noch liebt und sie dafür wirbt, dass mehr junge Menschen in soziale Berufe gehen.

Was sie hinter der nächsten Wohnungstür erwartet, weiß Ines Müller nicht. Jeder Arbeitstag bringt neue Erlebnisse, Erfahrungen und Erinnerungen. Immer wieder muss sie sich auf neue Situationen einstellen, flexibel sein. Ines Müller arbeitet in der ambulanten Pflege. Und das schon seit rund 30 Jahren.

Mit 16 Jahren entscheidet sie sich für ein Fachschulstudium der Krippenpädagogik, „so hieß das damals bei uns im Wilden Osten.“ Für die 50-Jährige war schon immer klar: Der Umgang mit Menschen steht für sie an erster Stelle: „Ich bin kein Bürohengst, ich versuche mich zwar zu strukturieren, aber ich könnte nie den ganzen Tag am Computer sitzen und nur Schreib-

arbeiten erledigen.“ Dann lernt sie ihren Mann kennen und zieht nach Hagen. „Hier wäre ich nur als Kinderpflegerin anerkannt worden, die Ausbildung zur Erzieherin wollte ich aber nicht machen“, erzählt sie. Müller fängt schließlich bei der Caritas in der Familienpflege an zu arbeiten: „Da habe ich dann auch Ältere versorgt, es war keine reine Familienpflege.“

Doch kurze Zeit später wird der Bereich der Familienpflege bei der Caritas eingestellt. Für Ines Müller ist das der Beginn ihrer Ausbildung in der ambulanten Altenpflege am 1. März 1991. Sie schätzt vor allem die Individualität in ihrem Beruf. Deshalb kam für sie auch nie die stationäre Pflege in Frage: „Ich mag die Gegebenheiten

bei der ambulanten Pflege, die Tatsache, dass ich zuhause bei den Patienten bin. Ich sehe wie und wo sie ihr Leben verbringen und lerne sie ganz anders kennen.“

Doch der Beruf ist für Ines Müller auch immer ein Spagat zwischen Nähe und Distanz. Oftmals hat sie mehr und vor allem näheren Kontakt zu den Patienten als deren Angehörige. Viele ihrer Patienten begleitet sie häufig mehrere Jahre lang. Durch den täglichen Besuch und Austausch baut sie Beziehungen zu ihren Patienten auf. Ihr Berufsgeheimnis sei aber vor allem Humor. So erreiche sie auch den ein oder anderen sturen älteren Herrn, oder aber durch Gespräche über Fußball: „Ich habe eine BVB-Tasche, die ich immer mit mir trage. Darüber kommt man sehr schnell ins Gespräch, auch mit Schalke-Fans“, erzählt sie und lacht. Doch immer wieder muss man entscheiden: Wie weit gehe ich? Wieviel Nähe lasse ich zu. „Man muss genau für sich wissen, wo die eigene Grenze ist. Wo ziehe ich mich wieder zurück.“ Es sei wichtig, auch abschalten zu können. Nicht alles mit nach Hause zu nehmen, sagt Müller. Psycho-Hygiene nenne man das. „Man muss sich immer bewusst machen, dass man nicht die ganze Welt retten kann.“ In der Freizeit etwas für sich tun, Ausgleiche schaffen. Ines Müller gelingt das gut. „Momentan mache ich ein Muskel-Faszien-Training, ich habe aber auch schon Zumba und Qi Gong gemacht. Außerdem gehören Musik, Reisen und Stricken zu meinen Hobbies“, erzählt sie. Eine ältere Dame habe ihr gezeigt, wie man Socken strickt. „Mit einer anderen Patientin bin ich immer im Austausch rund um das Thema Wolle.“

Um 5.30 Uhr beginnt Ines Müllers Arbeitstag. „Ich bin gerne die Erste morgens, dann habe ich noch eine halbe Stunde Ruhe, bis alle anderen Mitarbeitenden kommen.“ In der Zeit kocht sie dann für alle Kaffee und bereitet die Medikamente für die Patienten vor. Und dann geht's los. „Die Zeit verfliegt, je älter man wird, bedingt auch durch das Autofahren. Aber mittags frage ich mich immer, wo der ganze Vormittag geblieben ist“, erzählt sie. Sie liebt die Abwechslung an ihrem Beruf. Mal arbeitet sie im Frühdienst, mal im Spätdienst. „Die Mischung macht es einfach.“

Neben der Pflege ihrer Patienten liegt ihr auch die Ausbildung angehender Altenpfleger, jetzt heißen sie Pflegefachfrau und Pflegefachmann, am Herzen. Von Anfang an war sie als Mentorin Ansprechpartnerin für junge Kollegen und Kolleginnen. Ende der 90er Jahre hat sie ihre Praxisanleiter-Ausbildung gemacht und viele Nachwuchskräfte ausgebildet. „Der Beruf ist nach wie vor nicht mit Glitzer und Glamour behaftet, es gibt nur wenige junge Menschen, die eine Ausbildung in der Altenpflege machen wollen.“ Vor allem die soziale Komponente ist für viele junge Leute nicht mehr so selbstverständlich, wie man sich das vorstelle: „Einige sind sogar überrascht, wenn man ihnen mitteilt, dass sie jeden Tag und auch pünktlich zum Dienst erscheinen sollen.“ Durch die Arbeit als Ausbilderin habe sie die Möglichkeit neue Kollegen noch zu prägen und sie könne das weitergeben, was ihr selber wichtig sei. Heutzutage zähle für Viele nur die eigene Person: „Immer nur Ich, Ich, Ich.“

Ines Müller versucht ihren Azubis von Anfang an andere Werte zu vermitteln. „Das

Menschliche darf nicht zu kurz kommen. Wir haben zwar nur vier Minuten für die Medikamentengabe, aber man muss trotzdem den Blick dafür haben, was der Patient in diesem Moment noch braucht. Und das sind eben auch schon mal fünf Sätze mehr.“ Vor allem durch kleine Gesten zeigen die Patienten ihre Dankbarkeit und ihre Wertschätzung. „Da ist ein Lächeln oder ein Streicheln über meine Hand manchmal so viel mehr wert“, berichtet die 50-Jährige. „Und genau diese Momente bleiben auch im Kopf und zeigen mir immer wieder, warum es sich lohnt um 4.30 Uhr aufzustehen.“

Mehr Wertschätzung wünscht sie sich auch von der Gesellschaft. „Es heißt immer nur, wir würden nur kosten, aber nichts einbringen. Und genau das muss sich ändern. Die sozialen Berufe müssten alle aufgewertet werden.“ Das bedeutet für Ines Müller auch, dass alle Betreuungsberufe ähnlich bezahlt werden sollten und das auch schon in der Ausbildung. „Und dass man nicht noch in gewissen Berufen Geld mitbringen muss, um die Ausbildung überhaupt machen zu können und dann anschließend auch noch schlecht bezahlt wird.“ Diese Berufe sollten laut Müller endlich aus der dunklen Ecke herausgeholt und als wichtig empfunden werden.

Doch trotz geringer Wertschätzung seitens der Gesellschaft oder Zeitdruck bei den Patienten: Den Schritt von der Kinderpflege in die Altenpflege hat Ines Müller nie bereut. Auch wenn sie damals nicht gedacht hätte, mal in diesem Bereich zu landen. Aber sie liebt ihren Beruf und freut sich auf jeden neuen Arbeitstag - auch wenn sie nie weiß, was sie hinter der nächsten Wohnungstür erwartet.

Das Netzwerk der Caritas Gesundheits- und Altenhilfe auf einen Blick:

Pflegeberatung

**Offene Altenarbeit und Begegnungsstätte St. Johannes
Offener Seniorenmittagstisch an verschiedenen Standorten**

Seniorenerholung

Servicewohnen

Barrierefreie Wohnungen mit begleitenden und zusätzlichen

Serviceangeboten

Werner-Ruberg-Haus, Stadtmitte

Servicewohnen am Köhlerweg, Emst

Servicewohnen im Klosterviertel

Heilig-Geist-Haus Haspe

Caritas-Sozialstation Klosterviertel und

Caritas-Sozialstation Boele

Ambulante Grund- und Behandlungspflege

Alltagsbegleitung / hauswirtschaftliche Hilfen

Hausnotruf

Häusliche Palliativpflege

Tagespflege am Haus St. Martin

Pflegeheime mit eingestreuter Kurzzeitpflege

Haus St. Franziskus im Hochschulviertel

Haus St. Martin in Boelerheide

Haus Bettina in Haspe

Beide Sozialstationen und alle Pflegeeinrichtungen bilden aus.

**Ambulanter Hospizdienst für Erwachsene und
Kinder- und Jugendhospizdienst Sternentreppe**

Ein großer Schritt in die Selbstständigkeit

2010 wird im Caritasverband Hagen das Inklusionsunternehmen Ageritas gegründet. Es beschäftigt Menschen mit und ohne Behinderung. Immer mehr Aufgaben kommen hinzu.

Um 6.00 Uhr beginnt für Herrn B. und seine Kolleginnen und Kollegen der Arbeitstag im Sozialzentrum im Finkenkamp: Klassenräume, Flure und Toiletten reinigen, Mülleimer leeren und Büros saugen. Um 8 Uhr kommen die Teilnehmer und Mitarbeitenden, dann muss alles sauber sein. Anschließend geht es weiter zu anderen Einsatzorten und Objekten, die gereinigt werden müssen.

Herr B. ist einer von vier Mitarbeitenden, die 2010 in der neuen „Ageritas – Dienstleistungen gGmbH“ im Bereich der Gebäudereinigung arbeiten. Vorher war er in der St.-Laurentius-Werkstätte für behinderte Menschen beschäftigt. Diese Anstellung ist für ihn ein großer Schritt in ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben.

Dabei ist die „Ageritas – Dienstleistungen gGmbH“ ein Dienstleistungsunternehmen, das wie andere Unternehmen auch auf dem ersten Arbeits-

markt wirtschaftet. Gesellschafter sind der Caritasverband Hagen sowie der Caritasverband für das Erzbistum Paderborn. Das Besondere: Es ist ein Inklusionsunternehmen, bei dem zwischen 30 und 50 Prozent der Mitarbeitenden schwerbehindert sind. Geleitet wird das Unternehmen von einer Betriebsleiterin, deren Gehalt in der Start- und Aufbauphase noch von der „Aktion Mensch“ bezuschusst wurde.

Inzwischen ist das Unternehmen deutlich gewachsen, und zwar nicht nur bezogen auf die Anzahl der Mitarbeitenden (2020 sind es ca. 36 Arbeitsplätze, von denen zwölf mit behinderten Menschen besetzt sind), sondern auch auf die Arbeitsbereiche. So betreibt Ageritas seit 2012 eine Cafeteria im Gebäude der Verwaltung des Caritasverbandes in der Bergstraße, die neben einem offenen Mittagstisch und einem Brötchenverkauf für



die Schüler der umliegenden Schulen auch Kitas und OGS-Gruppen mit ca. 300 Mittagessen täglich beliefert. Mit der Gründung eines Inklusionsunternehmens setzt der Caritasverband Hagen eine Idee um, die schon länger in Planung war: die Schaffung von dauerhaften sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung. Damit wird das Angebot des Verbandes für Menschen mit Behinderung neben den Unterstützungsleistungen der Behindertenhilfe und den Maßnahmen und Projekten des Fachdienstes Berufliche Eingliederung um einen weiteren Baustein ergänzt.

Wie viele Arbeitsplätze noch entstehen und welche neuen Tätigkeitsbereiche noch entwickelt werden, wird sich in den nächsten Jahren zeigen. Ideen sind viele vorhanden.

Inklusionsunternehmen sind rechtlich und wirtschaftlich selbstständige Unternehmen des allgemeinen Arbeitsmarktes, die dauerhaft einen großen Anteil (30 bis 50 Prozent) Menschen mit Behinderung beschäftigen, deren Teilhabe am Arbeitsleben sonst auf besondere Schwierigkeiten stößt.

Sie zählen zu den Instrumenten des SGB IX zur dauerhaften beruflichen Integration schwerbehinderter Menschen. In Deutschland gibt es ca. 1000 solcher Unternehmen mit Arbeitsplätzen für ca. 12.500 Menschen mit Behinderung. Ageritas ist eines davon.

Ma(h)lzeit?! ist mehr als ein Mittagsgruß beim Caritasverband Hagen. In der Geschäftsstelle in der Bergstraße wird die barrierefreie Cafeteria von Ageritas betrieben. Mit dabei: Sven Wirth



Alles anders: Das Jahr 2020 geht als Corona-Jahr in die Geschichtsbücher ein. Auch beim Caritasverband.

Das 99. Jahr

Kein Jahr gleicht dem anderen beim Blick auf 100 Jahre. Und doch nimmt das Jahr 2020 eine besondere Rolle ein: Das Corona-Jahr forderte viel von den Mitarbeitenden – und oftmals Dinge, deren Umsetzung unter normalen Umständen viel länger gedauert hätte. Ein Rückblick auf ganz besondere zwölf Monate.

2020 ist das 99. Jahr in der 100-jährigen Caritas-Geschichte. Es ist das Corona-Jahr. Wer hätte im Januar gedacht, dass es in den folgenden zwölf Monaten so viele Veränderungen geben wird? Von jetzt auf gleich werden auch die Caritas-Mitarbeitenden vor neue Herausforderungen gestellt.

Schon im Februar hatten die Caritas-Mitarbeitenden das Thema im Blick, richtig ernst wurde es aber dann auch für alle mit dem ersten Lockdown am Freitag, den 13. März. Gemischte Gefühle bei allen. Sorgen und Ungewissheit machen sich breit. Aber es muss auch schnell gehandelt werden, müssen Lösungen gefunden werden. Lösungen für die Mitarbeitenden, die alle selbst betroffen sind, aber auch für die Menschen, die von der Caritas unterstützt und begleitet werden.

Und während in manchen Einrichtungen nur noch ein Notbetrieb herrscht, fahren andere zu Hochtouren auf. Schnell entsteht eine Eigendynamik. Viele Menschen werden gleich aktiv und nähern zahlreiche Masken, um die fehlende Schutzausrüstung zu ersetzen. Ganz nach dem Motto: „Not macht erfinderisch“ entstehen nach und nach neue Ideen. Von heute auf morgen sind die Bewohner der Wohn- und Pflegeheime von der Außenwelt isoliert. Gegen Langeweile und vor allem gegen Einsamkeit organisieren die Mitarbeitenden der Seniorenheime Konzerte und Fitnessangebote, an denen die Bewohner von ihrem Balkon aus teilnehmen können. Von Fensterbesuchen über Videoanrufe bis hin zur eigenen Radio-Sendung im Seniorenheim entstehen in kürzester Zeit

zahlreiche neue Angebote. In den Wohnheimen schenken sich die Bewohner gegenseitig „Urlaub im Glas“, die Werkstatt-Mitarbeitenden bringen die Werkstätten kurzerhand in die Wohnheime und Youngcaritas startet einen Aufruf Briefe per digitaler Brieftaube zu verschicken.

In den Kindertageseinrichtungen gibt es nur eine Notbetreuung. Um den Kontakt zu den Kindern nicht ganz einzustellen, telefonieren viele Erzieherinnen regelmäßig mit ihren Schützlingen. Es werden Briefe geschrieben und eigene Youtube-Videos für die Kinder produziert. Per Telefon beraten auch die Mitarbeitenden der Sozialen Dienste Menschen, die normalerweise persönlich in die Beratungsstelle kommen würden.

Herausforderungen und Kreativität

Die Kreativität, aber auch der Zusammenhalt innerhalb der Caritas ist beeindruckend. Viele Mitarbeitende zeigen von Anfang an sehr viel Eigeninitiative und arbeiten bereichsübergreifend, um an verschiedenen Stellen auszuweichen.

Kreativ muss auch die EDV-Abteilung sein. Seit 1984 arbeitet Stefan Hoffmann bei der Caritas in dieser Abteilung. Denkt er an seine vielen Dienstjahre zurück, hat er schon so einige besondere Situationen erlebt. Doch dass er in diesem Jahr die Senioren in den Pflegeheimen kurzfristig mit Tablets ausstatten und zahlreiche Home-Office-Plätze einrichten muss, das hätte er wohl Anfang dieses Jahres auch nicht gedacht.

„Das waren schon so einige Hauruck-Aktionen. In vielen Seniorenheimen mussten wir erstmal für WLAN sorgen und Tablets besorgen, damit die Bewohner mit ihren Angehörigen sprechen

können.“ Ausrangierte Laptops wurden kurzerhand wieder reaktiviert und zu Home-Office-Plätzen für die Mitarbeitenden eingerichtet. „Wir haben nachts alles provisorisch eingerichtet, damit möglichst schnell wieder gearbeitet werden konnte.“ Mittlerweile gehören Video-Konferenzen zum Alltag der Caritas. „Die Überlegungen zum Home-Office und auch zu regelmäßigen Video-Konferenzen waren immer mal vorhanden, aber es braucht eben immer einen Auslöser, damit es dann auch umgesetzt wird“, sagt Stefan Hoffmann.

Man kann das 99. Jahr also nicht nur als das Corona-Jahr sehen, sondern für die Caritas auch als ein Jahr, das geprägt ist von neuen Herausforderungen, ganz viel Kreativität und vor allem großartigem Zusammenhalt. Und den braucht es in Krisenzeiten am meisten. So wie 2020, im 99. Jahr.

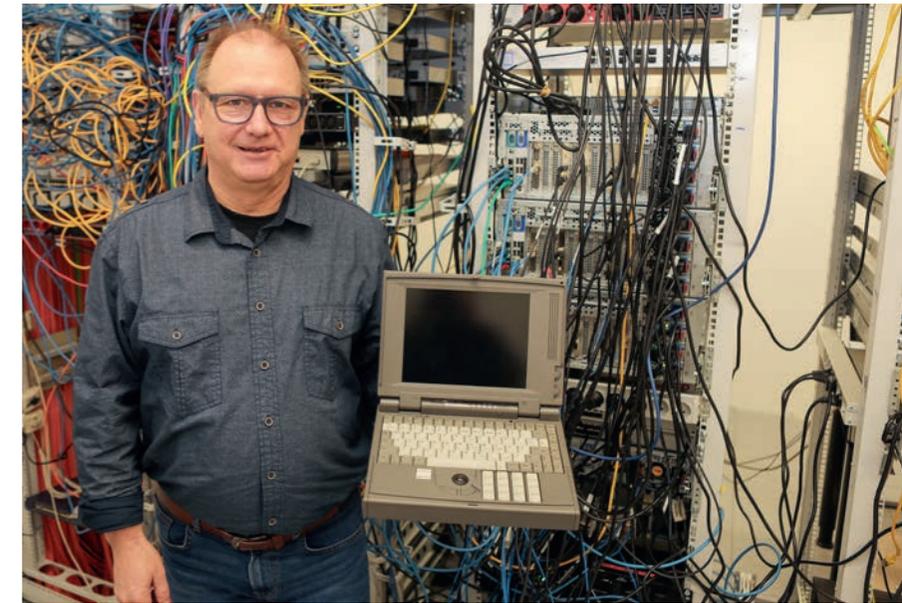
1984 beginnt Stefan Hoffmann seine Ausbildung zum Bürokaufmann bei der Caritas, anschließend arbeitet er in der Buchhaltung, die einzige Abteilung, die zu dem Zeitpunkt viele Aufgaben schon mit einem Computer erledigt. Nach und nach rutscht Hoffmann weiter in den EDV-Bereich. Dort arbeitet er nun seit mehr als 30 Jahren. In drei Jahrzehnten hat sich aus technischer Sicht sehr viel verändert: „Anfangs wurde in der Buchhaltung noch mit einer sogenannten Buchungsmaschine mit Lochkarten gearbeitet.“ An einige besondere technische Highlights erinnert er sich noch ganz genau.

Ein Triumph Adler war das erste PC-ähnliche Modell bei der Caritas. PC-ähnlich, weil es eben noch kein richtiger Computer war, sondern nur ein Vorläufer davon. Der Triumph Adler war für die Buchhaltung der Caritas: „Der Triumph hatte schon ein Diskettenlaufwerk, das war damals schon High-Tech und dementsprechend auch sehr teuer.“

Noch mehr High-Tech gab es dann mit der Einführung des Unix-Servers. Unix ist ein Mehrbenutzer-Betriebssystem und zählt zu den wichtigsten Meilensteinen in der Computergeschichte. Ein Meilenstein war die Einführung des Systems auch für die Caritas. „Anfangs haben wir uns einen Rechner zu dritt geteilt, da konnte dann jeder mal zwei Stunden arbeiten bis der Nächste an der Reihe war.“ Mit der Einführung des neuen Systems, konnten wir dann schon drei Bildschirme an einen Server anschließen. Was heute unvorstellbar klingt, war Anfang der 90er Jahre schon ein großer Fortschritt. „Aber ich weiß noch genau, wie unsere damalige Fachbereichsleiterin im Finanz- und Rechnungswesen, Elisabeth Reintgen, kämpfen musste, um den Kauf eines neuen PCs genehmigt zu bekommen. Denn das war ein Vermögen aus damaliger Sicht.“ Elisabeth Reintgen war mehr als 40 Jahre lang bei der Caritas beschäftigt und maßgeblich am digitalen Fortschritt im Verband beteiligt.

Nach und nach kommen mehr Computer hinzu, die Leitungen werden schneller und die Programme umfangreicher und vor allem hilfreicher. „Am Anfang war die einzige Erleichterung, dass man nicht mit der Hand schreiben musste. Aber ob das Datum oder andere Zahlen korrekt eingegeben waren, das erkannte der Computer noch nicht“, erinnert sich Hoffmann. Mit der Zeit eroberten die Computer auch andere Abteilungen der Caritas, außerhalb der Buchhaltung. „Die Sozialarbeiter haben immer mit Diktiergerät und Schreibmaschine gearbeitet, bis auch sie dann in ihren Einrichtungen auf Computer zugreifen konnten.“

Bis 2005 war Stefan Hoffmann alleine für die EDV-Abteilung zuständig, Mittlerweile sind sie zu dritt und seit vergangenem August bilden sie so-



Stefan Hoffmann im Serverraum der Geschäftsstelle in der Bergstraße mit einem frühen Modell eines Laptops.

gar einen Fachinformatiker aus. Wenn Stefan Hoffmann auf seine Dienstjahre zurückblickt, kann er einiges aufzählen, was sich im Bereich der Technik alles verändert hat. Von langsamen Telefonleitungen über verschiedene Speicherorte, immer neuere und vor allem schnellere Computer mit umfangreicheren Programmen, ohne die es heute gar nicht mehr funktionieren würde. Umso schlimmer, wenn diese Systeme mal zusammenbrechen. Doch auch das gab es schon in der Caritas-Geschichte: „Einen sogenannten technischen Super-Gau hatten wir auch vor einigen Jahren. Der Netzwerkspeicher war kaputt. Die Server sind alle ausgefallen und die Daten von jetzt auf gleich verschwunden. Da bekommt man schon Schweißausbrüche“, erzählt Stefan Hoffmann. „Doch wir konnten die Daten innerhalb einer Nacht wieder alle herstellen, so dass die Mitarbeitenden kaum was davon gemerkt haben.“



Mitarbeitende des
Caritasverbandes Hagen,
2020

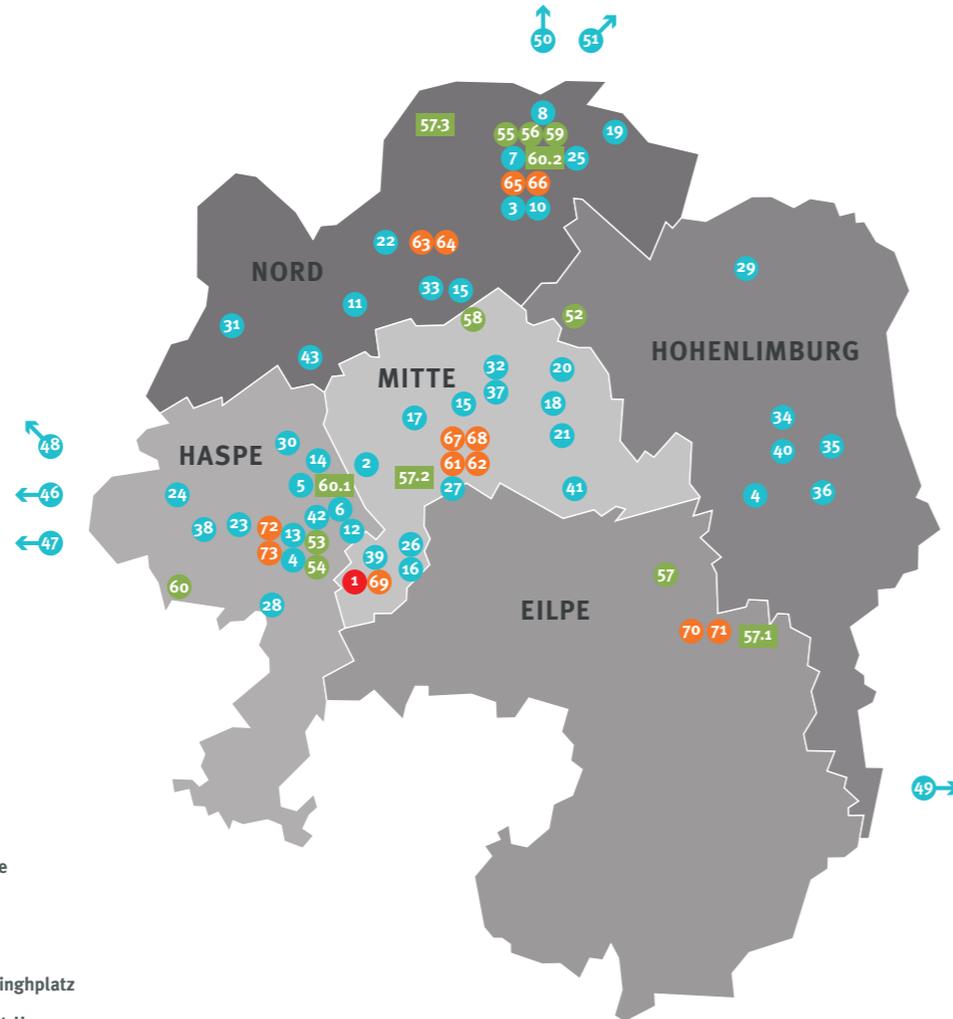
Caritas in Hagen | Standorte

1 Caritas-Geschäftsstelle

- Zentralverwaltung
- Caritas-Koordination
- Beratung für Menschen mit Behinderungen
- Offene Altenhilfe
- Familienbegleitung
- Fachdienst für Integration und Migration
- Regionale Flüchtlingsberatung
- Betreuungsverein
- Integrationsfachdienst
- focus Stadtmitte

Fachbereich Soziale Dienste

- 2 focus Althenagen
- 3 focus Boele
- 4 focus hohenlimburg
- 5 Quartiersmanagement Wehringhausen
- 6 Warenkorb Wehringhausen
- 7 Warenkorb Boele
- 8 Kleiderladen
- 9 Familienzentrum Haspe: BiBer-Sprechstunde
- 10 Familienunterstützender Dienst
- 11 Fachdienst für Kindertagespflege
- 12 Großtagespflege Stoppelhopser Bodelschwingplatz
- 13 Großtagespflege Stoppelhopser Heilig-Geist-Haus



- 14 Großtagespflege Stoppelhopser Jakobstraße
- 15 FZ St. Engelbert
- 16 FZ St. Christophorus
- 17 Kita St. Paula
- 18 MiniCampus
- 19 OGS Grundschule Berchum-Garenfeld
- 20 OGS Grundschule Boloh
- 21 OGS Grundschule Emst
- 22 OGS Grundschule Gebr. Grimm
- 23 OGS Grundschule Geweke
- 24 OGS Grundschule Geweke Teilstandort Spielbrink
- 25 OGS Grundschule Goethe
- 26 OGS Grundschule Goldberg
- 27 OGS Grundschule Henry-van-de-Velde
- 28 OGS Grundschule Hestert
- 29 OGS Grundschule Im Kley
- 30 OGS Grundschule Kuhlerkamp
- 31 OGS Grundschule Liebfrauen
- 32 OGS Grundschule Meinolf
- 33 OGS Grundschule Overberg
- 34 OGS Grundschule Reh
- 35 OGS Grundschule Wesselbach
- 36 OGS Heideschule Hohenlimburg
- 37 Ganzttag Theodor-Heuss-Gymnasium

- 38 Pädagogische Übermittagsbetreuung Christian-Rohlf-Gymnasium
- 39 Schulsozialarbeit Cuno Berufsschule
- 40 Schulsozialarbeit Realschule Hohenlimburg
- 41 Jugend stärken im Quartier
- 42 Berufliche Eingliederung und unterschiedliche Projekte im Übergang Schule-Beruf
- 43 Werkstattjahr
- 44 BerEb, Ernst-Eversbusch-Schule
- 45 BerEb, Geschwister-Scholl-Schule
- 46 Stromsparmcheck Ennepe-Ruhr-Kreis
- 47 Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen
- 48 InkA
- 49 Integrationsfachdienst Märkischer Kreis
- 50 Integrationsfachdienst Hamm
- 51 Integrationsfachdienst Unna

Fachbereich Behindertenhilfe

- 52 St. Laurentius-Werkstätte für Menschen mit Behinderungen
- 53 Zweigstelle der St. Laurentius-Werkstätte
- 54 CWH Zweigwerkstatt für Menschen mit psychischen Behinderungen
- 55 Ambulant Betreutes Wohnen
- 56 Wilhelm-Hecking-Haus

- 57 Liborius-Haus
- 57.1 Außenwohngruppe
- 57.2 Außenwohngruppe
- 57.3 Außenwohngruppe
- 58 Wohnhaus St. Barbara
- 59 Wohnhaus St. Johannes
- 60 Wohnhaus Don Bosco
- 60.1 Außenwohngruppe
- 60.2 Außenwohngruppe

Fachbereich Gesundheits- und Altenhilfe

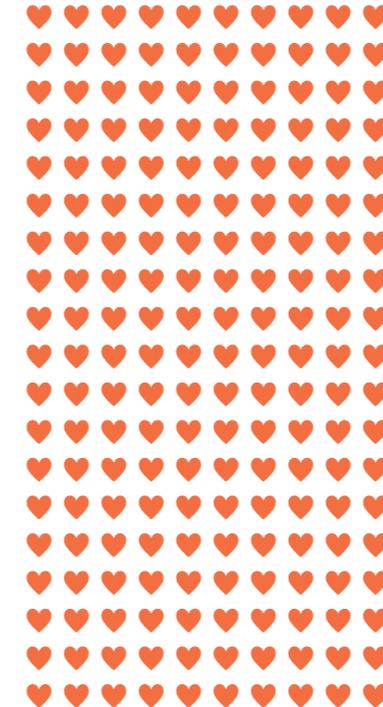
- 61 Don Bosco Haus 2 / Haus St. Clara
- 62 Haus St. Franziskus
- 63 Haus St. Martin
- 64 Tagespflege am Haus St. Martin
- 65 Roncalli Haus
- 66 Sozialstation Boele
- 67 Sozialstation Klosterviertel
- 68 Servicewohnen im Klosterviertel
- 69 Servicewohnen im Werner-Ruberg-Haus
- 70 Servicewohnen im Köhlerweg
- 71 Ambulanter Hospizdienst
- 72 Haus Bettina
- 73 Heilig-Geist-Haus Haspe

Wissenswertes in Zahlen

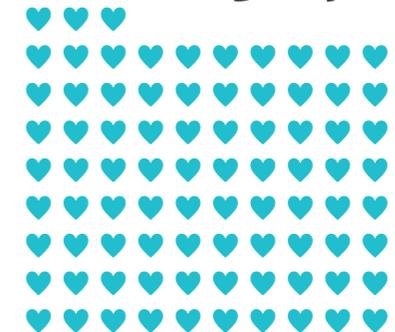


Der Caritasverband in Hagen beschäftigt **1.087 Mitarbeitende** mit Wurzeln in **33 Ländern**.

69,6%



30,4%



273 ehrenamtliche Mitarbeitende arbeiten in den Einrichtungen.
190 Frauen und **83 Männer** zwischen **14** und **96 Jahren**.

100 Tage Caritas Hagen

Pro Pflegeheim werden in 100 Tagen ...



Tassen Kaffee
getrunken



Brötchen
geschmiert



Butter
verspeist

Außerdem werden in 100 Tagen ...



Briefe in der
Geschäftsstelle
verschickt



Material durch-
schnittlich in der
Werkstatt weiter-
verarbeitet



Kisten Lebensmittel
im Warenkorb
ausgegeben

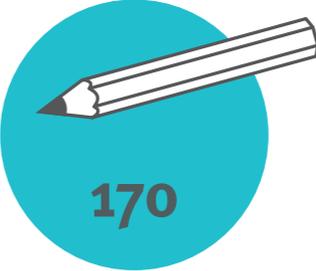
In 100 Tagen werden in jeder Kita ...



Blatt Papier
verbraucht



Teebeutel
aufgegossen



Buntstifte
vermalt

Eine Zeitreise



1921

Dechant Heinrich Ostermann gründet den Ortscaritasverband Hagen mit dem Ziel, die caritativen Kräfte in Hagen zu bündeln und zu fördern.

1926

Einstellung eines Caritas-Sekretärs: Willi Herzog führt die bis dato in 13 Pfarreien organisierten Caritasgruppen zu einem zentralen Verband zusammen.



Im Rahmen der Kinderfürsorge organisiert Willi Herzog Ferienwanderungen, Stadtranderholung und die sog. Kinderlandverschickung.

1936

Verbot von Gehaltszahlungen aus Kirchensteuermitteln und Übernahme der Dienste durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt.

Willi Herzog schreibt in privaten Aufzeichnungen: „*Ich hätte weinen können, wenn ich sah, in welche Hände mein mühsam aufgebautes Werk überging.*“

1946

Wiederaufbau des örtlichen Caritasverbandes durch den Vikar von St. Marien, Franz Fischer.

Die Allgemeine Sozialberatung wird wieder wichtige Anlaufstelle für Menschen in Not.



1948

Als „Heimwerkstatt für Kriegswaisen und Flüchtlingsjungen“ wird das Don Bosco Haus in Haspe errichtet.



1951

Das Engelbertheim für heimatlose und verwaiste junge Menschen wird eingeweiht; Schwerpunkt: Bildung und Betreuung.

1953

Das Liborius-Haus auf Emst wird errichtet: Das Jugendwohnheim entwickelt sich bald zum Förderschulheim für spät ausgesiedelte Jugendliche.

1921

Familienpflege und Vormundschaftsgerichtshilfe sind die ersten Tätigkeitsfelder.

Sprechstunden für das Publikum – das Caritasbüro wird zur unentbehrlichen Anlaufstelle für Menschen in Not.

Über Haussammlungen werden Lebensmittel, Hausrat und Kleidung für die Armenfürsorge zusammengetragen.

Zu weiteren Aufgabefeldern gehören die Bahnhofsmision und die Gefangenenfürsorge.

Die Arbeit der Caritas wird wieder ausschließlich auf Gemeindeebene fortgeführt – ehrenamtlich und unter erschwerten Bedingungen.



Die Caritas organisiert existenzielle Hilfen für obdachlose Menschen, entlassene Kriegsgefangene, Flüchtlinge und Vertriebene.

1950

Mit offenen Angeboten für Senioren startet der Verband in die Altenhilfe.

1952

Das Müttergenesungswerk wird gegründet; als Mitglied unterstützt der Caritasverband dessen Arbeit zum Erhalt der Gesundheit von Müttern.

1956

1957

Stadtranderholung:
St. Anna wird beliebter
Rückzugsort für Kinder
im Rahmen des Ferien-
hilfswerks.

1962

Die beratenden Dienste
für Aussiedler sind der
Ursprung des heutigen
Fachdienstes für Integra-
tion und Migration.

1965

Kurberatung und Senioren-
erholung sind neue entlas-
tungsfördernde Angebote.



1969

Mit sechs Menschen mit
Behinderungen startete
die damals noch
„Beschützende Werkstatt“.



1970

Das ehemalige Engelbertheim
wird zur Kindertagesstätte
St. Engelbert

1971

Die Seniorenbegegnungs-
stätte St. Johannes erweitert
die Offene Altenhilfe.

1980

Mit den beruflichen Einglie-
derungsmaßnahmen widmet
sich der Caritasverband den
Chancen benachteiligter
Jugendlicher.



1984

Als erstes Pflegeheim wird
Haus St. Martin eröffnet.

1987

Die Kurzzeitpflege schafft
fortan zeitweise Entlastung
für pflegende Angehörige.

1988

Das Liborius-Haus auf
Emst wird zum Wohnheim
für Menschen mit psychi-
scher Behinderung.

1957



1959

Als Antwort auf die sich
verändernden Familien-
strukturen errichtet der
Caritasverband das erste
Altenwohnheim:
Haus St. Franziskus.

1966

Die zu dieser Zeit „modern-
ste und nach den neuesten
Erkenntnissen der Alten-
medizin geplante Altenwohn-
stätte“ Haus St. Clara öffnet.



1970

Das Don Bosco Haus wird
zum Förderschulinternat für
jugendliche Spätaussiedler.

1979

Mit den drei Kernangeboten
„Kranken-, Alten- und Familien-
pflege“ startet die ambulante
Caritas-Sozialstation.
Heute reichen die Angebote
von Pflegeberatung über
Hausnotruf bis hin zu Grund-
und Behandlungspflege und
Palliativpflege.



1984

Die Werkstatt für Menschen
mit Behinderungen wird im
Lennetal für 200 Beschäftigte
neu gebaut.

1984

Das Don Bosco Haus wird zum
Wohnheim für Menschen mit
geistigen Behinderungen.



1988

1989

Mit dem neu gegründeten Fachseminar für Altenpflege widmet sich der Caritasverband dem Nachwuchs in der Pflege.

1994

Die Werkstatt wird um die Zweigwerkstatt „CWH“ für Menschen mit psychischen Behinderungen ergänzt.

1998

Um Menschen in ihrer letzten Lebensphase zu begleiten, wird der ambulante Hospizdienst gegründet.

1999

Das Ambulant Betreute Wohnen ermöglicht Menschen mit Behinderung mit Unterstützung ein Leben in der eigenen Häuslichkeit.

2000

Die Caritas-Tagespflege ist ein weiteres Angebot für Senioren – zunächst bis 2006 – dann Neueröffnung im Jahr 2020.



2003

Mit der offenen Ganztagsbetreuung schafft der Caritasverband ein pädagogisches Betreuungsangebot für Kinder an Grundschulen zur Entlastung der Eltern.

2003

Nach neuesten Standards errichtet, öffnet das Wohnhaus St. Johannes für Menschen mit geistigen und Mehrfachbehinderungen.



2003

Die Sternentreppe – Kinder- und Jugendhospizdienst – begleitet fortan Kinder und Jugendliche mit lebensverkürzenden Erkrankungen und ihre Familien.

2003

Die Berufliche Eingliederung zieht ins neue Gebäude in der Finkenkampstraße.



1989



1993

Der Integrationsfachdienst fördert die Chancen von Menschen mit Behinderungen auf dem Arbeitsmarkt.

Das Wohnhaus St. Barbara für Menschen mit geistigen und Mehrfachbehinderungen wird eröffnet.



2002

Der Caritasverband übernimmt die Trägerschaft von Haus Bettina und das Schwesternwohnheim des Heilig-Geist-Hauses und saniert beide in den kommenden Jahren.

2005

Mit dem Service-Wohnen bietet der Caritasverband moderne Wohnformen mit Unterstützungsleistungen an.

2004

Die Hagener Tafel – der Warenkorb – wird eingeweiht.



2007

Das Roncalli-Haus in Boele ist neues Begegnungs- und Beratungszentrum. Auch der Warenkorb erhält hier einen zweiten Standort.

2007

2007

Der Fachdienst für Caritas-Koordination schlägt die Brücke von Caritas zu Pastoral.

2007

Die existenziellen Hilfen werden um den Kleiderladen ergänzt.

2008

Das Tagesmütterwerk wird an den Caritasverband zur Fortführung übergeben: Der Fachdienst für Kindertagespflege entsteht ...

2009

Das Katholische Bildungszentrum für Gesundheits- und Pflegeberufe führt die verschiedenen Ausbildungszweige unter ein Dach.



2012

Der Caritasverband öffnet die Kita St. Christophorus – Betreuungsplätze für Kinder werden dringend benötigt.

2014

Das Quartiersmanagement in Wehringhausen ist wesentlicher Baustein in der Entwicklung der Sozialraumorientierten Arbeit.

Der Familienunterstützende Dienst begleitet Familien, in denen Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene mit Behinderungen leben.

Die Schulbegleitung ist neues Angebot und unterstützt Kinder mit Förderbedarf in der Schule.

2018

Mit drei Großtagespflegen entsteht eine neue Betreuungsform für Kinder.

Die Kindertagesstätte St. Paula geht u.a. mit einer heilpädagogischen Gruppe als Inklusionszentrum an den Start.



2019

Das Don Bosco Haus wird von Grund auf saniert und künftig an zwei Standorten zuhause sein.

100 Jahre Mitten am Rand. In Hagen.

Im Wandel der Zeit hat sich der Caritasverband fortlaufend an die Bedürfnisse der Zeit flexibel angepasst und wird dies auch fortwährend tun

2008

... und wird um die Dienste der Frühen Hilfen einschließlich der Arbeit der Familienhebammen kontinuierlich erweitert.



Weitere Angebote zur Unterstützung von Familien entstehen: Familienpaten und Familienbegleitung.



2011

Mit dem Integrationsbetrieb „Ageritas Dienstleistungen gGmbH“ schreitet der Caritasverband in der Förderung von Menschen mit Behinderungen auf dem allg. Arbeitsmarkt weiter voran.

2015

Die Allgemeine Sozialberatung formiert sich mit ergänzenden Angeboten sozialraumorientiert über die Focus Standorte in verschiedenen Stadtteilen neu.



2015

An der FernUniversität entsteht das Kooperationsprojekt „Mini Campus“.

2016

Nach 50 Jahren endet eine Ära: Haus St. Clara wird als Pflegeheim geschlossen. Künftig werden hier Menschen mit Behinderungen leben.



Aufgrund des neuen Wohn- und Teilhabegesetzes wird das Liborius-Haus saniert und um einen zweiten Standort ergänzt: Das Wilhelm-Hecking-Haus.

2021



2020

Die Tagespflege für Senioren startet neu in eigenen Räumen.

Das neue Liborius-Haus wird wiedereröffnet.

Geschäftsführer und Vorstände



Willi Herzog
Geschäftsführer
1926–1936



Carl Knipprath
Geschäftsführer
1946–1982



Wolfgang Röspel
Geschäftsführer · Vorstand
1983–2015



Bernadette Rupa
Vorstandsvorsitzende
seit 2015

Die Verbandsstruktur

Der Caritasverband Hagen e.V. agiert als eigenständiger eingetragener gemeinnütziger Verein und orientiert sich in seiner Organisation an den Empfehlungen seines Spitzenverbandes, dem Diözesan-Caritasverband Paderborn.

Der hauptamtliche Vorstand führt die Geschäfte und vertritt den Verband nach außen. Die Aufsicht darüber führt der Caritasrat, des-

sen sieben stimmberechtigte Mitglieder von der Delegiertenversammlung gewählt werden. Die Delegiertenversammlung setzt sich aus Vertretern der Caritaskonferenzen, der persönlichen und der kooperativen Mitglieder und der Fachverbände in Hagen zusammen und ist das oberste beschlussfassende Organ des Caritasverbandes.

Ehrenamtlicher Vorstand und Caritasrat



Pfr. Franz Ostermann
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
1921–1942



Pfr. Liborius Valpertz
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
1947–1951



Dechant Albert Münch
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
1951–1972



Pfr. Wilhelm Bolte
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
1972–1998



Dr. Rudolf Pesch
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
1998–2004



Pfr. Christoph Schneider
ehrenamtl. Vorstand (Vorsitz)
2004–2011



Helmut Schocke
Caritasrat (Vorsitz)
2011–2020



Prof. Dr. Michael Boecker
Caritasrat (Vorsitz)
seit 2020

„Nächstenliebe ist nicht messbar“

Es ist Auftrag und Herausforderung zugleich: Der Caritasverband Hagen steht mit seinen Diensten, Einrichtungen und Angeboten vor einer fordernden Zukunft. Dass der Verband gut aufgestellt ist, daran hat Michael Boecker keinen Zweifel: „Die Caritas ist stark“, sagt der Vorsitzende des Caritasrates.

Was würde Dechant Heinrich Ostermann, im Jahr 1921 Gründer des Caritasverbandes Hagen, denken, blickte er heute auf seinen Verband? Er würde wohl staunen, wie vielfältig und umfassend Wohlfahrt im 21. Jahrhundert geleistet werden muss. Könnte es vielleicht kaum fassen, was aus der Armenfürsorge geworden ist. Und sich vielleicht auch wundern, dass immer mehr Teilhabe-Bereiche nötig sind. Ein Gespräch über Veränderungen und Herausforderungen in der Wohlfahrtspflege mit Prof. Michael Boecker, seit 2020 Vorsitzender des Caritasrates.

Herr Prof. Boecker, was ist für Sie die größte Veränderung mit Blick auf 100 Jahre Caritas in Hagen?
Michael Boecker: Die Wohlfahrtspflege wurde in den 90er Jahren in einen Wettbewerb gesetzt, Projekte und Dienstleistungen ausgeschrieben.

Der Gedanke dahinter ist: Wettbewerb erzeugt gute Qualität und Leistung. Die Qualität und Wirkung sozialer Dienstleistungen sind aber nur sehr schwer vergleichbar und messbar. Deshalb entscheidet häufig der Preis und nicht die Qualität. Das fällt uns irgendwann wieder vor die Füße. Dann müssen wir uns den Vorwurf gefallen lassen, dass Wohlfahrtsverbände wie die Caritas nur Wirtschaftsunternehmen im sozialen Gewand sind. Wir aber müssen Anwalt der Menschen bleiben.

Wie kann der Caritas das gelingen?

Wir haben einen klaren Auftrag und müssen dafür eintreten. Wir müssen uns einmischen, brauchen ein stärkeres politisches Mandat. In anderen Ländern sind unsere Professionen mehr politisiert. Das würde ich mir in Deutschland auch wün-

schen. Wir dürfen nicht erst zur Stelle sein, wenn die Not da ist. Wir müssen dafür sorgen, dass erst gar keine Hilfe nötig ist. Beispiel Warenkorb: Es ist ungemein gut, dass wir so viele Menschen mit Lebensmitteln unterstützen. Noch besser aber wäre es, wenn wir die Strukturen verändern könnten, Armut erst gar nicht entsteht. Wir müssen eher gehört werden. Solange wir in strukturelle Fragen nicht stärker eingebunden sind, solange werden wir in diesem Kreislauf bleiben.

Sie fordern mehr Einmischung – müssen auf der anderen Seite aber auch im Blick haben, dass der Caritasverband in Hagen einer der größten Arbeitgeber ist, dass hinter jedem Dienst, Einrichtung, Projekt Mitarbeitende mit ihren Familien stehen. Auch dafür trägt der Verband Verantwortung.
Dieser sind wir uns sehr bewusst. Wir sind ein guter Arbeitgeber, mit klarer Tarifbindung, mit eindeutigen Werten und Normen. All dessen müssen wir uns stets klar sein. Wir haben so viel geschaffen in Hagen, wir haben ein soziales Netz gespannt im Laufe der Jahre. Wir haben die gesellschaftlichen Herausforderungen angenommen und das Netz ist immer dichter worden. Das ist eine der größten Stärken – auch im nächsten Caritas-Jahrhundert.

Stichwort Projekte: Diese sind ja zeitlich begrenzt...
... und damit nicht wirklich nachhaltig, ich bin mir dessen bewusst. Das bedarf einer gesellschaftlichen Diskussion. Was ist uns wichtig als Gesellschaft? Sehr optimistisch bin ich nicht, viele Finanzierungssysteme sind projektbezogen und damit nur endlich – und nicht unendlich. Obwohl das oft hilfreich wäre.

Was also ist die Wunschvorstellung des Caritasrates-Vorsitzenden?

Der Blick auf den Einzelnen ist die große Stärke der Caritas. Wir müssen dabei die Lebenswelt der Menschen, die unsere Hilfe brauchen, erfassen. Dann kann man sie besser verstehen und auf Augenhöhe agieren. Dazu wiederum braucht es gefestigte Verbandsstrukturen, so wie wir sie vorhalten. Ich glaube, dass wir gewappnet sind für die Herausforderungen der Zukunft. Diese wird digitaler und wesentlich stärker von internationalen Einflüssen geprägt sein. Es wird ein Kraftakt werden, da niemanden zurückzulassen. Und doch: Wir können nur weiterexistieren, wenn die ökonomische Basis stimmt. Das darf aber nie Selbstzweck sein. Ökonomisches Kalkül darf nicht Werte und Normen verdrängen. Denn das hat sich mit Blick auf die Gründer sicher nicht verändert: Nächstenliebe ist nicht messbar.



Michael Boecker während einer Diskussion im Projekt „Behinderung im Wandel der Zeit“, 2018.

Prof. Dr. Michael Boecker, Jahrgang 1974, steht seit 2020 dem Caritasrat vor. Er ist Prodekan des Fachbereichs Angewandte Sozialwissenschaften an der Fachhochschule Dortmund, mit den Forschungsschwerpunkten Sozialmanagement und Wirkungsorientierung der Sozialen Arbeit. Von 1997 bis 2015 arbeitete Michael Boecker als Sozialarbeiter und war zuletzt Fachbereichsleitung beim Caritasverband Hagen.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Caritasverband Hagen e.V.
vertreten durch den Vorstand
Bernadette Rupa (Vorsitz)
und Rolf Niewöhner
Bergstraße 81, 58095 Hagen
Telefon 02331 91840
info@caritas-hagen.de

REDAKTION

Christine Lanwehr, Bernadette Rupa,
Anja Majus, Franziska Sommer

LEKTORAT

Gabi Widera

GESTALTUNG

vombecker, Wuppertal

AUTOREN

Rebecca Borgmeier, Oliver Droste, Sonja Herchen-
hahn, Thomas Koslowski, Elmar Kotthoff, Christine
Lanwehr, Anja Majus, Marianna Mavropoulou,
Bernadette Rupa, Franziska Sommer

BILDNACHWEIS

Christof Becker
Caritasverband Hagen e.V.
Deutscher Caritasverband e.V.
Freie Wohlfahrtspflege NRW
Steffen Peter
Meike Rode
shutterstock.com
Stadtarchiv Hagen
Vinzzenkonferenzen im Erzbistum Paderborn e.V.
youngcaritas Oberberg
youngcaritas im Erzbistum Paderborn e.V.

Herausgegeben am 10.01.2021

